P.o.germ.
591
u

P.o.germ. 591 u
Heinrich

Philipp Jacob Döring
in der großen Sandgasse in Frankfurt am Main.
empfiehlt sich ausser seiner großen wissenschaftlichen Leih- und Lesebibliothek mit einem ansehnlichen Lager von schön gestochenen Wechsel, Anweisungen, Scheine, Rechnungen, Nota's, Frachtbriefe, Declarationen, oder Designationen, Ladscheine, Brieftaschen, Taschen-Notizbücher, Visittenbillets, Stammbücher, Stammbuchbilder, die neuesten Näh- Stick- und Strickmuster, Neujahr-, Geburts-, Hochzeit- und Namenstagswünsche, alle möglichen Bilder und Bilderbücher für Kinder und junge Leute, wie auch die vorzüglichsten Gesellschaftsspiele, Zirkel, Reisfedern, Notenfedern, Reiszeug, u. s. w. in den billigsten Preißen.

<36630013320012
S
<36630013320012
Bayer. Staatsbibliothek

# Heinrich und Henriette

oder

## Die traurigen Folgen eines zu raschen Entschlußes.

### Eine Robinsonade.

Gera 1799,

bei Heinrich Gottlieb Rothe.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

# Vorrede.

Nach der heutigen Sitte würde es in der That ein groses Verbrechen seyn, ein Buch ohne Vorrede zu schreiben. Nun ist es zwar eine ganz feine Sache, für einen, der nun gerne ein dickes Buch schreiben

will, — denn wer sonst Lust dazu hat, kann mit leichter Mühe einen oder etliche Bogen mit einer Vorrede anfüllen, welche lauter — Nichts enthält — der Zweck dieser Vorrede aber soll blos dahin gerichtet seyn, daß ich ganz kurz die Ursache der Entstehung dieser Geschichte angeben will.

Einer meiner Gönner bekam durch einen Zufall die Papiere un-

sers Helden in seine Hände, wel=
che denn freylich nur Stückwerk
waren, indem einiges davon verloh=
ren gegangen war. Ich hatte also
die Ehre, daß mir aufgetragen wur=
de, die ganze Geschichte in Ord=
nung zu bringen, indem mein Gön=
ner beschloßen hatte, dieselbe der Le=
sewelt mitzutheilen. Ich ging unger=
ne daran, da ich schon oft das
Schicksal eines neuen Schriftstel=

lers gesehen hatte, doch lies ich mich endlich gelüsten, den Schritt zu wagen. Ich bitte also die sämmtlichen Herrn Kunstrichter, glimpflich mit mir zu verfahren.

Da ich uun die Papiere in die Hände bekam, so sahe ich denn freylich, daß manche Lücke darin war und ich gestehe, daß ich diese Lücken, so gut wie möglich, ergänzet habe,

doch so, daß die Geschichte selbst, nicht zu einen Roman umgewandelt worden ist. Auf der andern Seite habe ich aber auch einiges, was ich für überflüßig hielt, weggelaßen, z. E. in der Geschichte Surleys. Diese war ausführlich unter den Papieren, wurde aber von mir in's Kurze gezogen, weil sie mich ausserdem zu lange von meinem Helden entfernt haben würde.

# Vorrede.

Ich war schon mit meiner Arbeit beynahe fertig als mein Gönner starb und konnte mich lange nicht entschließen, sie zu vollenden, bis ich erst kürzlich von einem guten Freunde dazu überredet wurde. Es wird mir Belohnung genug seyn, wenn diese Geschichte gut aufgenommen wird. Es empfiehlt sich

Der Verfasser.

# Inhalt.

## Erstes Capitel.

Der Spitz. Das Gefängniß und eine Bekehrungsgeschichte. : S. 1

## Zweytes Capitel.

Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters. : 16

## Drittes Capitel.

Henriette macht eine Entdeckung und wird ohnmächtig. : 26

Vier=

# Inhalt.

## Viertes Capitel.

Eine mißliche Lage. --- Heinrich wird ein Jäger. : S. 42

## Fünftes Capitel.

Mordgeschichten. : 52

## Sechstes Capitel.

Und sie erfuhr --- nichts. : 64

## Siebendes Capitel.

Unglück über Unglück. :

## Achtes Capitel.

Hat eben die Ueberschrift wie das vori= ge. : : 78

Neun-

# Inhalt.

Neuntes Capitel.

Heinrich macht eine große Reise. S. 94

Zehntes Capitel.

Heinrich ist in augenscheinlicher Lebens-gefahr. = = 118

Eilftes Capitel.

Kann allenfalls überschlagen werden, besonders von den Frauenzimmern. 140

Zwölftes Capitel.

Ist daß kürzeste im ganzen Buche. 141

Dreyzehndes Capitel.

In diesem Capitel herrscht lauter Betrug. 144

Vierzehndes Capitel.

Heinrich findet gute Freunde wieder. 167

Funfzehndes Capitel.

Das Kleeblatt wird wieder vollständig. 182

Sech-

# Inhalt.

Sechzehndes Capitel.

Geschichte des Surley. S. 186

Siebenzehndes Capitel.

Eine Hochzeit und eine Leiche. 209

Achtzehndes Capitel.

Glückliche Entdeckungen. 224

Neunzehndes Capitel.

Wird vermuthlich das letzte seyn. 236

---

Erstes

## Erstes Capitel.

### Der Spitz. Das Gefängniß und eine Bekehrungsgeschichte.

In einer der schönsten und anmuthigsten Gegenden Deutschlands wohnte der Graf G***. Er war ein roher Landiunker, dessen vornehmste Beschäftigungen in Essen, Trinken, Schlafen und auf die Jagd zu gehen, bestanden. Er behandelte Menschen, Pferde und Hunde auf einerley Art. Jede Grausamkeit, iede Handlung, sie mochte so schlecht, so niederträchtig seyn, als sie nur immer wollte, übte er mit einer Gleichgültigkeit aus, die nur ihm eigen war. Wenn einer von seinen Unterthanen einen Hirsch von seinem schon beynahe ganz verwüsteten Acker verscheuchte, wenn der über die Grausamkeit seines Herrn seufzende Schnitter ein Feldhuhn ganz von ohngefehr aus seinem Neste

veriagte, so waren dies Verbrechen, welch
nur mit lebenslanger Einsperrung, in da
schrecklichste Gefängniß bey Wasser und Brod
konnten gebüßet werden.

Ein ganzes Buch könnte ich von seinen Grausamkeiten anfüllen, allein ieder Leser wird schon aus dem, was mit unsrer Geschichte in Verbindung stehet, seinen Charakter ganz kennen lernen.

Unter seinen Unterthanen lebte eine betagte Frau mit ihrer einzigen Tochter in der größten Dürftigkeit, sie nährte sich kümmerlich von dem was Henriette, (so hieß die Tochter) mit ihrer Hände Arbeit verdiente; sie konnte gut nähen, spinnen und dergleichen weibliche Arbeiten, sehr geschickt verrichten. Dabey lebten sie beyde sehr eingezogen, hatten sich ein kleines Stübchen gemiethet und hier wohnte Tugend, Unschuld und Rechtschaffenheit unter einem Strohdach, so wie dies gewöhnlich ihr liebster Aufenthalt ist. Wer diese beiden Frauenzimmer eigentlich waren, das können wir iezt noch nicht mit Gewißheit sagen, indem die alte Mut-

ter

ter immer ein hartnäckiges Stillschweigen in Ansehung ihrer Familiengeschichte beobachtete. Vielleicht erfahren wir in Zukunft einiges davon und wir werden sodann die Neugierde unsrer lieben Leser mit vielem Vergnügen zu befriedigen suchen. Jetzt kehren wir zu unsern beyden Frauenzimmern zurück.

An einem schönen Frühlingsmorgen führte Henriette ihre alte Mutter um das Dorf herum. Sie vergnügten sich beyde an der wiederauflebenden Natur, hörten entzückt dem angenehmen Gesang der Lerche zu und dankten mit gerührtem Herzen, ihren gütigen Schöpfer, daß er sie abermahls diese herrliche Zeit hatte erleben lassen. Allein ihre Freude wurde bald in Schrecken und Traurigkeit verwandelt. Zu ihrem grosen Unglück hatte sich ein kleines Hündchen, welches sie zu ihrem Vergnügen unterhielten, ihnen nachgeschlichen, ohne daß sie es bemerkt hatten. Dieses wurde von ohngefehr eines Hasens gewahr und durch seinen natürlichen Trieb gereizt verfolgte es denselben, bis an den dabey liegenden Wald, wo so eben der Graf von der Jagd leer wieder zurückkehrte.

Er hatte nicht sobald den Hund und den verfolgten Hasen erblickt, als sich sogleich seine Stirne in die gewöhnlichen Falten legte. Wuth und Grimm waren auf seinem Gesichte sichtbar, und er befahl mit funkelnden Augen, einem von seinen Bedienten, den Hund langsam zu verfolgen und den Besitzer desselben auszuforschen. Dieses Thier suchte ganz natürlich bey der armen Henriette Hülfe und schmiegte sich an dieselbe an. Diese erschrack beym Anblick des Hundes heftig, sie wollte denselben verbergen, als sie schon den Grafen wüthend auf sich los kommen sah. Blaß und zitternd erwartete sie denselben und wollte zu seinen Füssen um Gnade bitten, dieser Barbar aber riß sie beym Haar in die Höhe, überhäufte sie mit Stockschlägen und wollte nun auch seine Wuth an der armen alten Frau auslassen, als Henriette zum zweytenmahl zu seinen Füssen fiel und die Streiche aufhielt, die iene treffen sollten.

„Um Gottes willen, gnädiger Herr! rief sie, schonen sie meine arme kranke Mutter! Hier bin ich, machen sie mit mir was

sie

sie wollen! Zerfleischen sie mich, wenn ihnen mit dem Blute einer Armen, Verlaßnen etwas gedient ist, nur schonen sie meiner 60 jährigen Mutter. Es ist heute das Erstemahl, daß sie die freye Luft einathmet, nach einer halbjährigen harten Krankheit.“

Der Unmensch, der in seinem Herzen, sogleich einen schändlichen Plan wider Henriettens Tugend machte, übergab sie nebst ihrer Mutter seinen Bedienten, lies sie fesseln und in ein finstres Gefängniß seines Schlosses bringen, in welchem schon viele, von des Grafen Unterthanen ihr Grab gefunden hatten und wo auch Henriettens Mutter starb. Trostlos hielt Henriette den erblaßten Leichnam in ihren Armen, sie fluchte der Grausamkeit des Grafen und beweinte den iämmerlichen Tod ihrer Mutter. Diese wurde nun aus den Armen der ganz betäubten Henriette gerissen, und kaum hatte sie der Bediente des Grafen verlassen, als der Wütrich selbst in das Gefängniß trat.

Henriette hatte bis iezt in einer gewissen Gefühllosigkeit gesessen; sie seufzete nur

bisweilen. Meine Mutter --- könnte ich dir folgen! weiter konnte sie nichts hervorbringen, als auf einmahl durch den Anblick des Grafen ihre Seele gleichsam zurückkehrte. Mit einer frechen hohnlächelnden Miene näherte er sich dem gebeugten Mädchen. Ihn konnte nicht die Sinnlosigkeit, mit welcher sie auf ein wenig, halbverfaultes Stroh, hingestreckt, ihn anstarrte, rühren. Mit donnernder Stimme schreckte er unsre Leidende aus ihrer Fühllosigkeit mit folgenden Worten auf:

„Nun Mamsel Eigensinn, werden sie bald meinen Willen erfüllen, was hilft ihnen ihr Trotzen, da sie sehen, daß ich völlige Macht in Händen habe, sie nach meinem Belieben zu behandeln! Ich habe auch niemanden Rechenschaft zu geben und bin nicht gesonnen einer Creatur lange gute Worte zu geben, die es sich für das größte Glück schätzen muß, daß man ihr nicht auf der Stelle den Lohn ihres Verbrechens gegeben.“

Henriette in Thränen schwimmend, erwiederte: Gnädiger Herr, ich bin mir kei-

nes

nes Verbrechens bewußt, der Hund ist ohne mein Wissen mitgelaufen, ich habe also auch keine Strafe verdient, glaubten sie aber, daß ich strafbar war, warum vollzogen sie die Strafe nicht? Warum vollziehen sie dieselbe jetzt nicht? Ich bin bereit dazu, mir ist alles gleichviel, lassen sie mich in dieser fürchterlichen Wohnung, sie soll mir ein angenehmer Aufenthalt seyn, ich kann mich hier mit dem Geiste meiner seligen Mutter, der mich umschwebt, unterhalten. Ja ich bitte sie darum, lassen sie mich hier meine Tage durchleben, ich glaube sie werden mir diese Bitte gewähren, ich bin überzeugt, daß sie gewiß nicht alle Menschlichkeit ganz aus ihrem Herzen verbannt haben. Lassen sie sich doch von der Stimme einer Verlaßnen rühren, thun sie mir alle Martern an, nur dringen sie nicht mehr in mich, ihnen meine Tugend aufzuopfern, dies einzige Gut, das ich noch besitze, und das ich höher als mein Leben schätze.

Artige Forderungen, antwortete der Grausame, mit einer höhnischen Miene, sie scheinen in der That ganz dazu geschaffen zu

seyn, andern zu befehlen. Sie bringen mich beynahe dahin, daß ich mich Dero Befehl unterwerfe. Wohlan, hören sie meinen lezten Rath: Lassen sie die Hirngespinnste von Tugend, Unschuld und wie die Narrenspossen alle heisen mögen, fahren, und stillen sie mein Verlangen. Drey Tage haben sie noch Zeit sich zu entschliessen, nach Verlauf derselben, werde ich mich unter keinerley Vorwand länger abweisen lassen, sondern ich werde sie, wenn sie sich ferner weigern, durch meine Leute schon zu zwingen wissen, meinen Willen zu erfüllen, und dann wenn sie mich zu diesem äussersten Mittel greifen lassen, sollen sie zur Strafe für ihre Hartnäckigkeit nie das Tageslicht wieder erblicken, sondern in einem noch schrecklichern Gefängnisse als dieses ist, so lange im Elend schmachten, bis sie iener alten Vettel nachfolgen.

Nun war Henriette aufs äusserste gebracht, sie liebte ihre Mutter zärtlich, desto kränkender mußte ihr eine solche Lästerung seyn. Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen schrie sie ihrem nichtswürdigen Peiniger entgegen:

Ha!

Ha! Barbar! Unmensch! Ist es dir nicht genug die Tugend zu verführen, die Unschuld zu verfolgen und zu quälen, mußt du auch noch iene Rechtschaffne unter der Erde lästern? Wisse, ihr Geist steht iezt verklärt vor Gottes Throne, fleht um Schutz für meine Unschuld und Rache für den Verbrechen, sie wird nicht vergeblich flehen, beydes wird sie erlangen, ich fühle es, ich werde gerettet, aber du wirst gestraft werden. Wisse daß ich deinen viehischen Begierden mich nie Preiß geben werde, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern sich bewegt. Diese Hände sind noch stark genug einen Bösewicht das schwarze Herz aus dem Leibe zu reisen. Wozu die drey Tage Bedenkzeit, du weißt iezt schon meinen Entschluß und den werde ich nie ändern.

Spöttisch erwiederte der Graf: Ich bitte recht sehr liebes Kind! ereifern sie sich doch nicht so sehr, wahrhaftig es könnte nachtheilig für sie seyn, und mir ist doch an ihrer Erhaltung etwas gelegen. Noch einmahl ermahne ich sie, die drey Tage wohl anzuwenden.

Bey diesen Worten wollte sich der Graf einige Freyheiten nehmen, allein Henriette ergriff ihn wüthend bey der Kehle und gab ihm einen solchen glücklichen Stoß, daß er mit dem Kopf an die Wand fiel und in Blut schwimmend seinen Bedienten rief.

Es war Henrietten leicht dies ins Werk zu richten. Der Graf hatte seine Jugendjahre in Wollust und Schwelgerey durchlebt, hierdurch hatte er schon seinen Körper geschwächt und auch noch ietzt war er der Wollust ergeben, also wenig bey Kräften.

Man brachte ihn in sein Zimmer mehr tod als lebendig, und kaum schlug er die Augen auf, so warf er dieselben wild im Kopfe herum, schäumend gab er sogleich, da er kaum wieder lallen konnte, seinen Bedienten den harten Befehl, Henrietten die schon spärliche Kost nur halb zu geben. Einem seiner treuesten Bedienten vertrauete er die Schlüssel des Gefängnisses an.

Heinrich (dieses war der Name des Bedienten) war vom Grafen erzogen worden,

den, er hatte die besten Anlagen, dereinst ein rechtschaffner Mann zu werden, beym Grafen aber wurde er verdorben. Er hatte bisher immer der grausamsten Befehle seines Herrn genau befolgt, iezt aber wurde er nicht sowohl von Henriettens Schönheit gerührt, als vielmehr von der leidenden Unschuld. Täglich brachte er derselben die Speise, anfänglich den Befehlen seines Herrn gemäß, bald aber aß er sich selbst nur halb satt und brachte das übrige seiner Gefangenen; ia er beschloß endlich sie zu retten, und sollte es auch mit Verlust seines Lebens seyn.

Heinrich konnte sonst mit eben der Gleichgültigkeit die Tugend leiden sehen, als sein Herr, der Graf selbst. Er war an dergleichen Auftritte von Jugend auf gewöhnt, aber von der Stunde an, da sich Henriette so heldenmäsig gegen die Angriffe des Grafen vertheidigte, gieng eine Veränderung in seinem Herzen vor. Der Keim der Tugend fieng an Wurzel zu schlagen und breitete sich bald mehr aus. Er sahe nun den Grafen mit Abscheu an, er zitterte, wenn er alle die Grausamkeiten durchdachte, die er von Jugend

gend auf ausgeübt, hingegen wurde er mit Hochachtung gegen Henrietten erfüllt. Diese Hochachtung wurde noch mehr vermehrt, als er Henrietten die spärliche Kost, zum erstenmahl brachte.

Sie hatte ihre Kräfte, im Kampf mit ihrem Verfolger zu sehr angestrengt, und lag iezt ohnmächtig auf ihrem harten Lager, als sie endlich durch die Bemühungen Heinrichs zu sich selbst kam. Er sprach ihr allen möglichen Trost ein, sagte ihr, daß der Graf bey dem Falle viel gelitten, und daß er hart darnieder liege, ia er machte ihr schon einige Hoffnung, daß er sie befreyen wolle, wenn es in seinen Kräften stünde. Mit diesen Worten verließ er sie und brachte dem Grafen die Nachricht, daß er seine Befehle, in Ansehung Henriettens, aufs genaueste erfüllt habe. Nun sann er Tag und Nacht wohin er seine Flucht mit Henrietten nehmen wollte, denn auf Mittel zur Flucht brauchte er nicht zu denken, da er die Schlüssel zu allen Thüren hatte. Endlich faßte er den Entschluß grade in die Residenz zu gehen, sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen und

um

um Schutz zu flehen. Er machte sich also zur Flucht fertig. Da er noch gar keinen Lohn vom Grafen bekommen und er sich doch als den Bedienten desselben ansehen mußte, so machte er sich kein Gewissen daraus, die Chatulle seines Herrn in Augenschein zu nehmen und sich mit etwas Reisegeld zu versorgen.

Mit einbrechender Nacht befreyete er die standhafte Henriette von ihren Banden und führte sie aus dem Gefängniß, mit dem frohen Bewußtseyn, daß er doch endlich einmahl eine gute Handlung ausgeübt hätte. Henriette folgte ihm mit Zittern, sie trauete ihrem Retter noch nicht ganz, denn sie hatte viele Jahre in dem Dorfe gelebt und war oft Augenzeuge, wie getreu Heinrich seinem Herrn in der Grausamkeit nachfolgte. Sie kamen indeß glücklich aus dem Schloß und eilten nach der Residenz. Sie mußten beynahe zwey Stunden durch einen dicken Wald gehen, iedes rauschende Blatt, ieder Wiederhall von ihren eigenen Fußtritten, iagte ihr Schrecken ein, sie klammerte sich an Heinrichs Arm und blickte sich alle Augenblicke

um.

um. Dieser sprach ihr so viel als möglich Muth ein und versicherte daß sie nun bald aus dem Walde wären, ob sie schon kaum die Hälfte waren. Plötzlich sprangen aus dem Gebüsch sechs Straßenräuber hervor, umringten die beiden Erschrocknen und schleppten, Henrietten ohnmächtig in eine unterirrdische Höhle. Heinrich mußte ebenfalls nach einigem Widerstand folgen.

Als Henriette wieder zu sich selbst kam, sahe sie sich in diesem fürchterlichen Aufenthalt. Sie saß auf einem schlechten Bette wohin man sie gebracht hatte. Es waren hier viele solche saubere Leute versammlet, ganz wild und ausgelaßen verzehrten sie die herrlichsten Speisen und schienen sich gar nicht um Henrietten zu bekümmern, welche indeß in ihrem Winkel mit traurigen Blicken ihren Retter suchte, aber denselben nicht fand. Sie war nun ganz trostlos, sie wünschte sich in das Gefängniß des Grafen zurück, weil sie daselbst doch nur wenige Verfolger ihrer Unschuld hatte, hier aber war sie unter den Händen so vieler Unmenschen, denen sie sich gewiß nicht sehr widersetzen konnte. Unter der-

dergleichen Betrachtungen geschahe plötzlich ein Schuß und die Höhle war von Soldaten und Häschern voll. Alle Räuber wurden mit Ketten gefeßelt und, wer beschreibt das Vergnügen, welches Henriette in diesem Augenblick empfand! Heinrich nahm sie bey der Hand: Kommen sie, liebes Mädchen, zum zweitenmahl hat mich die Vorsehung bestimmt ihnen zu dienen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich sie ganz glücklich machen könnte. Sie verliesen nun die Höhle und Heinrich erzählte Henriette, daß er den Straßenräubern aus der Höhle entwischt, da sie beym fröhlichen Mahle nicht genau auf ihn geachtet. Er war sogleich in die, nur eine halbe Stunde davon gelegene Residenz geeilet, und hatte den ganzen Vorfall gemeldet, und unter seiner Anführung wurde sogleich die Höhle umringt, der Räuber, der an derselben Wache hielt, niedergeschoßen, und so alle übrige gefangen genommen.

---

Zwey=

## Zweites Kapitel.

### Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters.

Heinrich mußte auf Verlangen der Gerichten die ganze Sache dem Fürsten erzählen. Bey dieser Gelegenheit strich er nun die Tugend und Standhaftigkeit Henriettens auf das Beste heraus. Dieser gütige Fürst, durch die widrigen Schicksale, die diese Person schon betroffen hatten, gerührt, lies Henriette vor sich kommen, lobte sie wegen ihrer Standhaftigkeit, und versprach derselben solche Belohnungen, als ihre Tugend verdiente.

Es wurde sogleich an den Grafen von G*** geschickt, der iezt ganz wüthend alle seine Leute auf alle Straßen ausgesand hatte, um die beiden Flüchtige einzuholen, er selbst war noch nicht von seinem Falle, im Kampf mit Herietten, hergestellt und mußte noch das Bette hüten. Jezt erhielt er den

Befehl, sogleich vor dem Fürsten zu erscheinen. Diese Forderung jagte ihm grosses Schrecken ein, sein schlagendes Gewissen wachte nun auf, er war sich keiner andern als bösen Handlungen bewußt, wie leicht konnte eine derselben zu den Ohren des Fürsten gedrungen seyn und was konnte er in diesem Falle von einem Gerechtigkeit liebenden Fürsten erwarten, der die Grausamkeit gegen seine Unterthanen verabscheuete, der schon oft die verfolgte Unschuld geschützet und den Verfolger derselben jedesmahl aufs empfindlichste gestraft hatte. Der Graf befand sich in einer schrecklichen Lage, er reißte aber demohngeachtet, so bald er das Bette verlaßen konnte, dem wiederholten Befehle seines Fürsten Gehorsam zu leisten. Er konnte die Ursache, weßwegen er erscheinen mußte, ohnerachtet er sich sehr viel Mühe darum gab, nicht erfahren. Er fuhr also mit bangem Herzen nach der Stadt und näherte sich dem Fürsten mit der Miene und Furchtsamkeit des Verbrechers.

Graf, redete ihn dieser wohlthätige, aber zugleich auch strenge Fürst an: befindet sich nicht unter ihren Unterthanen eine gewisse Weibsperson mit ihrer Tochter? Ich habe sehr vieles an der Tugend dieser beyden, aber auch zugleich von ihrer Armüth gehört, ich wünschte ihnen ein besseres Schicksal zu verschaffen, da man mich gewiß versichert hat, daß sie es verdienen.

Dies war nun eben keine erfreuliche Frage, die der Fürst an den Grafen that. Er war anfänglich in der größten Verlegenheit und wüßte nicht, was er antworten sollte, doch bald faßte er sich, blickte den Fürsten mit frechen Augen an und entschuldigte sich mit Unwißenheit, daß er die Personen weder kenne, noch daß er etwas von ihnen gehört hätte. Er glaubte mit dieser Ausrede weg zu kommen, indem er sichs gar nicht in den Sinn kommen ließ, daß man so deutliche Gegenbeweise von dem habe, was er so eben gesagt hatte.

Voll

Voll Zorn über den frechen Lügner, lies der Fürst den ehemahligen Bedienten des Grafen, unsern guten Heinrich hereintreten. Beym Anblick dieses untrüglichen Zeugen wäre der Graf beynahe aus seiner Faßung gekommen, allein; so wie es einem, in allen Lastern geübten Bösewicht, nie an Ausflüchten fehlt, so wußte sich auch der Graf hier zu helfen, er glaubte sich nun desto eher aus der Verlegenheit reißen zu können. Er erklärte unsern Heinrich gerade zu für einen Taugnichts, der ihn heimlich verlaßen und zur Dankbarkeit, daß er denselben von Kindheit an erzogen, ihn bestohlen habe.

Der Zorn des Fürsten wurde dadurch immer mehr angefacht, denn Heinrich hatte alles aufrichtig erzählt und also auch diesen Umstand nicht verschwiegen. Höchst unwillig fragte also der Fürst den Grafen: Wie viel beträgt ohngefehr der Diebstahl? 50 Stück Dukaten antwortete der Graf. Gut ich will dafür sorgen; daß in dieser Sache nach Recht und Billigkeit gehandelt werden soll. Um aber wieder auf unsere erste Unterredung zu

kommen, fuhr der Fürst fort, indem er zugleich die Glocke zog, so sagen sie mir doch, Herr Graf, ob sie auch dieses Frauenzimmer nicht kennen, ob sie auch von dieser Person und noch einer andern gemordeten gar nichts gehört haben?

Es war unsere Henriette, welche auf das gegebene Zeichen herein trat, sie kam mit einer Grazie, welche iedermann Ehrfurcht einflößen mußte. Anfänglich erschrak sie über die Gegenwart des Grafen, ihre Wangen wurden mit einer angenehmen Röthe überzogen und in ihrem Auge perlte eine Thräne, durch die Erinnerung an ihr voriges Unglück hervor gelockt. Sie blickte den Grafen schüchtern an, doch beruhigte sie sich bald wieder, da sie wußte daß sie der gütige Fürst in Schutz genommen hatte, und daß sie hier gegen die Verfolgungen des Grafen gesichert war. Der Fürst hatte seine Frage an den Grafen mit solchem Nachdruck und einen Miene gethan, welche den Verbrecher tief ins Herz drang; alle seine Glieder zitterten, er wußte keine Entschuldigung mehr vorzubringen, sondern

dern warf sich zu den Füßen des Fürsten, bat um Gnade und schützte eine Liebe gegen Henrietten vor, welche ihn zu dem Schritt, den er gethan, verleitet hätte; er glaubte hierdurch wenigstens sein Urtheil zu lindern.

Nun wohlan, sagte der Fürst, wenn sie denn dies Frauenzimmer, wie sie vorgeben, lieben: so glaube ich, daß es ihnen ein Vergnügen machen wird, derselben zu dienen, (jetzt nahm er eine zornige Miene an,) und ich befehle ihnen hiermit, dieser Tugendhaften, für die Qualen, die sie derselben angethan haben, 30000 Thaler auszuzahlen und zwar binnen ietzt und morgen früh. Dieser ihr ehemaliger Bediente, hat zwar nicht recht gethan, daß er etwas mehr genommen, als er an ihnen zu fordern hatte; da sie ihn aber von Jugend auf zu schlechten Handlungen angehalten haben, so war es ihre eigne Schuld, und er soll nicht nur die 50 Stück Dukaten behalten, sondern sie zahlen ihm noch zwey hundert dazu. Und nun gehen sie aus meinen Augen! der erste Schritt, den sie wieder an meinen Hof thun, ziehet ihnen eine

ewige Gefangenschaft zu. Damit sie auch ins künftige nicht mehr solche Grausamkeiten ausüben können, wie sie bisher gethan, so werde ich ihre Handlungen genau beobachten laßen; und wehe ihnen! wenn ich bei irgend einem von ihren Unterthanen, Thränen, von ihrer Grausamkeit ausgepreßt, fliesen sehe.

Voll Wuth verließ der Graf den Fürsten, schwur Rache in seinem Herzen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte zur Stadt hinaus, ehe er aber noch sein Schloß erreichte, stürzte das Pferd mit ihm in einen tiefen Graben, wo er seine schwarze Seele aushauchte, ehe ihm noch iemand zu Hülfe kam. Er war der lezte Zweig seines Stammes und das ganze ansehliche Vermögen fiel an den Fürsten. Dieser grose Regent hielt dieses nun für die beste Gelegenheit, Henriettens Tugend zu belohnen.

Er lies sie rufen und mit einem heitern Gesichte redete er sie also an: Kommen sie, liebes Kind, ich habe etwas mit ihnen zu sprechen. Die Langmuth des Höchsten ist

end-

endlich der Grausamkeiten des Grafen müde gewesen, er hat den verdienten Lohn empfangen (hier erzählte er die Art seine Todes) Henriette entsetzte sich über diese Nachricht, der Fürst aber fuhr fort: Ich bin durch den Tod des Grafen znm Besitz aller seiner Güter, die, wie sie wissen, sehr ansehnlich sind, gelanget, ich weiß diese Güter auf keine bessere Art anzuwenden, als wenn ich dieselben einer tugendhaften Person übergebe, und ich würde mich umsonst bemühen eine tugendhaftere und edlere ausfindig zu machen, als Sie sind. Ich setze sie also zur einzigen Erbin aller dieser Güter, sie können sogleich Besitz von denselben nehmen. Sehn sie es als eine Entschädigung für die Unglücksfälle und traurigen Tage an, die sie erlebt haben.

Henriette wußte vor Freuden und Erstaunen nicht, was sie thun sollte, und sie bemerkte die Abwesenheit des Fürsten nicht eher bis sie demselben ihren Dank stamlen wollte. Der Fürst war nehmlich um die Verlegenheit in welcher er sie sahe, nicht zu vermeh-

ren, weggegangen. Henriette entfernte sich nun auch, um ihrem Retter Heinrich die frohe Nachricht zu bringen.

So sorgt die Vorsehung für die Tugend; und so bestraft sie den Lasterhaften. Je länger und ungestörter sie einen Bösewicht in seinen Sünden dahin leben läßt, desto schneller und härter sind auch gewiß die Strafen, die ihn alsdann treffen. Der Graf hatte bis in sein vierzigstes Jahr in aller Ruchlosigkeit dahin gelebt. Er verfolgte die Unschuld, drückte den Armen, preßte den Dürftigen Thränen aus, und verlachte und verspottete die, unter seiner Grausamkeit seufzende, Tugend. Ihn konnte kein Elend rühren, er suchte blos seine Begierden zu befriedigen und erlaubte sich iedes Mittel dazu. Jetzt bekam er aber auch den Lohn, den seine Thaten verdienten. Vor den Augen seines ehemaligen Bedienten und vor allen Menschen als ein Niederträchtiger erklärt, beschloß er durch einen schrecklichen Sturz sein schändliches Leben. Keine hülfreiche Hand bot sich ihm dar, keine Thräne des Mitleids floß seinem Anden-

ken

ken, ja der Fluch so vieler, von ihm ins tiefste Elend gestürzter Menschen, folgte dem Niederträchtigen ins Grab, indeß die, lange Zeit leidende Unschuld, auf den Gipfel des Glücks erhoben wurde. Jedermann, der diese Geschichte erfuhr, verabscheute das Andenken des Grafen und ward im Gegentheil mit Liebe und Hochachtung gegen Henrietten erfüllt.

## Drittes Capitel.

### Henriette macht eine Entdeckung und wird ohnmächtig.

Nachdem unsere Henriette die Güter des Grafen in Besitz genommen, setzte sie ihren Retter Heinrich zum Verwalter über eines der besten, nehmlich über das, wo sie ehedem den Verfolgungen des Grafen ausgesetzt war. Sie lies ihrer geliebten Mutter ein herrliches Denkmal setzen und beweinte täglich den traurigen Tod derselben in dem Gefängniß, welches sie zu einer niedlichen Kapelle hatte umschaffen laßen.

Ein Jahr verfloß in der größten Zufriedenheit. Heinrich, der der beständige und beynahe einzige Gesellschafter Henriettens war, hatte sich so an die reizenden Blicke derselben gewöhnt, daß ihm iede Stunde, welche er von Henrietten entfernt zubringen mußte, un-

erträglich war. Er fühlte eine Leere in seinem Herzen, wenn er sie nicht sah, sich mit ihr nicht unterhalten konnte, daß er auch oft seine Geschäfte vernachläßigte und dieselben nicht so treu beobachtete, als er wohl hätte thun sollen, kurz er empfand gegen Henrietten --- Liebe. Zugleich sahe er aber auch den grossen Abstand zwischen sich und dem Gegenstand seiner Liebe, indem er nicht die geringste Nachricht von seiner Herkunft hatte; sondern, so weit er zurück denken konnte, war er beym Grafen gewesen und hatte sich zu vielen Grausamkeiten brauchen laßen. Schon oft war er im Begriff, Henrietten seine Liebe zu entdecken, allein die Worte erstarben ihm auf der Zunge. Der Schlaf flohe von ihm und seine Gesundheit litte sehr. Endlich faßte er einen Entschluß, der der Grund zu allen Leiden und Unglück war, welche ihm und Henrietten in der Folge begegneten; und beyde würden glücklich gewesen seyn, wenn Heinrich nicht so rasch zu Werke gegangen wäre, ja wenn er seinen Entschluß nur noch einen Tag aufgeschoben hätte.

In dem Herzen unserer guten Henriette hatte sich ebenfalls eine heftige Leidenschaft eingenistet, die sie auch zu unterdrücken, nicht willens war. Sie hatte von Natur, ein empfindsames Herz; was Wunder also, daß sie Liebe gegen einen Jüngling empfand, der sie aus den fürchterlichen Klauen des Grafen gerettet, der sie aus der schrecklichen Mördergrube geführet, (wo gewiß ihre Tugend noch härtern Angriffen wäre ausgesetzt gewesen, als beym Grafen,) einen Jüngling, der den Grund zu ihrem ietzigen Glücke gelegt und an welchen die Natur keinesweges stiefmütterlich gehandelt hatte.

Er besaß bey aller Schönheit ein tugendhaftes Herz, welches blos durch die Verführungen des Grafen verderbt worden war, das aber iezt den größten Abscheu gegen iedes Laster hatte. Heinrich war also gewiß in ieder Rücksicht Henriettens Liebe werth.

Henriette hatte schon oft seine Zurückhaltung bemerkt, sie hatte die Gewalt bemerkt, die er sich in ihrer Gegenwart anthat,

that, allein eine gewisse jungfräuliche Sittsamkeit, oder wenn ich meine Meinung hiervon aufrichtig sagen soll, eine gewiße kindische Ziererey hatte sie noch immer zurückgehalten, den ersten Schritt zu wagen. Nun aber beschloß sie nicht länger zu warten, sondern ihrem ehemaligen Retter entgegen zu gehen und ihn für seine edle Handlung zu belohnen. Der folgende Tag war dazu festgesetzt, leider aber war es zu spät und sie konnte ihren Entschluß nicht ausführen.

Kaum war sie aus dem Schlaf erwacht, mit dem festen Vorsatze sich nicht wieder zur Ruhe zu legen, bis sie den Forderungen ihres Herzens Genüge gethan hätte, als ihr eine von ihren Mägden einen Brief brachte, der sie ganz darnieder schmetterte. Die Magd hatte ihn auf Heinrichs Tische gefunden, und er faßte folgende, für Henrietten schreckliche, Worte in sich:

Schö-

Schöne Gebieterin meines Herzens.

Erlauben Sie mir, Ihnen diesen Namen beyzulegen, es soll das einzigemahl seyn, daß ich mir die Freiheit nehmen werde, Sie so zu nennen. Schon lange verzehret mich eine heftige Liebe. Da ich Ihre Reize beym Grafen zum erstenmahl sahe, da schon raubten Sie mein Herz. Ich setzte mir oft vor, dies Bekenntniß zu Ihrem Füssen abzulegen und aus Ihrem schönen Munde, den Ausspruch zu hören, der mir Leben oder Tod bringen würde, aber Worte fehlten mir, wenn ich im Begriff war zu reden. Zu meiner grosen Betrübniß sahe ich auch wohl ein, daß ich einen zu kühnen Wunsch hegte, eine für mich günstige Antwort zu erhalten, da ich doch vielleicht aus dem niedrigsten Stande entsprossen bin, indem ich nicht die geringste Nachricht von meiner Geburt habe. Ich sahe also wohl, was ich zu hoffen hatte und faßte einen andern Entschluß. Im Gewühle der Welt, unter fremden Gesichtern, unter fremdem Himmelsstrich, will ich meine Liebe tief in mein Herz vergraben, niemand

soll

soll einen Seufzer von mir hören, nur öde Thäler sollen meine Klagen wiederhalten. — — Meine Rechnungen werden Sie auf meiner Stube finden. Nun dann, leben Sie wohl! ewig wohl! und würdigen Sie mich bisweilen Ihres Andenkens. Ich bin

der unglückliche
Heinrich.

Bey Lesung dieses Briefs war Henriette einer Ohnmacht nahe, itzt fühlte sie erst ganz, wie theuer Heinrich ihrem Herzen war, sie verwünschte ihre Gewißenhaftigkeit, ihr langes Zögern und faßte sogleich den Entschluß, ihn auszuforschen, er möchte auch seyn wo er wollte. Sie erfuhr, daß er Postpferde nach M***. genommen, und schickte ihm sogleich einige Bediente nach. Allein alle kamen leer zurück, indem sie ihn nirgends finden konnten. Trostlos über diese traurigen Nachrichten beschloß sie, sich ganz ihrer Leidenschaft zu überlaßen

laßen und ihm selbst bis ans Ende der Welt zu folgen. Sie brachte ihre Sachen in Ordnung, übergab dieselben einem geschickten Verwalter, auf deßen Treue sie sich verlaßen konnte und machte sich fertig, den folgenden Tag zu reisen. Aber was entdeckte sie iezt? Theils erfreulich, theils traurig war die Entdeckung, die sie iezt machte.

Indem sie in Gedanken tief versunken im Zimmer auf und ab ging, wurde sie in der Wand eines verborgnen Schrankes gewahr, welchen sie vorher noch nie bemerkt hatte. Sie eröffnete denselben mit vieler Mühe, fand einige Papiere darinn, durchlief dieselben flüchtig und --- --- sank in Ohnmacht. --- Wir wollen Henrietten unter den Händen ihrer Leute laßen und unterdeßen unserer Neugierde ein Opfer bringen, wir wollen die Papiere fein langsam und mit Bedacht durchlesen (denn es ist eine für uns wichtige Nachricht darin enthalten) und --- --- nicht in Ohnmacht sinken. --- --- Das erste und wichtigste unter den Papieren war eine Schrift vom Grafen G***, dem vorigen

gen Besitzer dieses Schloßes, der Henrietten so viele traurige Stunden verursachet, der ihr so viele Thränen ausgepreßt hatte. Diese Schrift faßte folgende schreckliche Worte in sich, aus welchen man sehen kann, daß der Graf G*** schon als Jüngling ein Niederträchtiger war.

„Da ich mich in meinem zwanzigsten Jahre auf Reisen befand, kam ich nach Paris. Ich lernte auf einem Ball ein Mädchen kennen, das mich ganz bezauberte, die Natur schien sich bey ihrer Bildung ganz erschöpft zu haben. Es war die einzige Tochter der Gräfin F*** Ich drängte mich zu ihr, sagte ihr eine Menge verbindlicher Dinge und sahe zu meinem größten Entzücken, daß sie dieselben nicht nur gefällig aufnahm, sondern sie erlaubte mir auch sogar, auf mein dringendes Bitten, ihr am folgenden Tag meine Aufwartung zu machen. Ich hatte das Glück Julien (so hieß meine Göttin) allein zu unterhalten, indem ihre Frau Mutter, welche sonst ein wachsames Auge auf ihre Tochter hatte, (denn sie liebte dieselbe zärtlich) auf acht Tage zu einer Freundin auf's Land gerei-

 set

set war. Ich benutzte also diese Gelegenheit zu meinem Vortheil, ich warf mich zu Juliens Füßen, entdeckte ihr meine heftige Liebe und bat in den hinreißendsten Ausdrücken um eine gütige Aufnahme meines Geständnißes. Julie gestand mir ebenfalls nach einigen Umschweifen, daß ich ihr nicht gleichgültig wäre, ia daß sie schon auf dem Ball, wo sie mich zum erstenmahl gesehen, nie solches Geständniß gewünscht hätte; ia sie wolle mir, wenn ich keine unedle Absichten hätte, mit dem größten Vergnügen ihre Hand reichen, wenn sie die Erlaubniß ihrer Mutter bekomme; denn ohne deren Einwilligung würde sie sich nie vermählen. Entdecken sie sich meiner Mutter, setzte sie hinzu, sobald sie zurück kömmt, ich schmeichle mir, daß sie unsere Liebe begünstigen und uns gern und mit Segenswünschen zum Altar führen wird".

„Diese Worte waren nun freylich nicht nach meinem Geschmack, denn ich hatte nichts weniger in willens, als daß ich mich in meinen iungen Jahren schon unter das Joch der Ehe beugen wollte, dies war meinem Charakter ganz entgegen, indem ich einen gewißen

Eckel

Eckel und Abscheu gegen das Heyrathen bey mir verspürte, ia ich hätte mir fest vorgenommen, mich nie in ein Ehebündniß einzulaßen. Die Erklärung, die mir Julie that, brachte also gar nicht das grose Vergnügen hervor, welches sie in mir zu erregen glaubte, doch wußte ich sie durch Verstellung, (in welcher Kunst ich sehr geübt war) zu hintergehn. Ich setzte meine Besuche täglich fort und erwarb mir durch meine Verstellung, durch grose Geschenke und viele Schmeicheleyen, ihre Liebe im höchsten Grad.

Eines Abends fand ich Juliens Mutter, welche von ihrem Besuch zurückgekommen war. Julie hatte dieselbe schon von allem unterrichtet und ich machte grose Augen, indem ich von Mutter und Tochter ganz kalt empfangen wurde, doch richtete mich ein Blick von Julien, welcher mir zu verstehen gab, daß sie zu einem solchen Betragen gezwungen wäre, wieder auf. Juliens Mutter fieng selbst an, von unsrer Liebe zu sprechen: Graf, sagte sie, sie haben mir und meiner Tochter die Ehre erwiesen, mit der letzten in eine nähere Verbindung treten zu wollen, es würde mir auch

das größte Vergnügen gewähren, sowohl ihre als auch meiner Tochter Wünsche zu erfüllen, allein bey meinen ietzigen schwächlichen Umständen kann ich Julien nicht von mir lassen und dann habe ich auch noch andere Bewegungsgründe, welche mir die Einwilligung zu dieser Verbindung nicht erlauben, diese Bewegungsgründe aber sind ein Geheimniß, welches zu erforschen, sie sich vergeblich bemühen würden. Zu ihrer Beruhigung will ich noch dies hinzufügen: Ich hege die größte Hochachtung und Liebe gegen sie; und sie würden mit der innigsten Freude Julien aus meinen Händen empfangen, wenn sie nicht der Sohn des Grafen von G*** wären. Eine nähere Erklärung dieses Räthsels verlangen sie nicht von mir, den unser aller Ruhe hängt davon ab.“

„Einem andern würden dieses Donnerworte gewesen seyn, mir aber waren sie sehr erwünscht. Ich stellte mich zwar äußerlich sehr erschrocken, doch schmeichelte ich mir, von Juliens Liebe das zu erhalten, was ich wünschte. Ich wußte inzwischen durch Bestechung der Bedienten, meine Besuche heim-

lich

lich fortzusetzen, die mir auch Julie mit dem grösten Vergnügen erlaubte, denn ihre Liebe zu mir stieg mit iedem Tage. Julie wurde also von meiner Beständigkeit gerührt (denn ich wußte ihr sehr geschickt andere kleine Bekanntschaften zu verhelen) daß sie mir nicht nur ewige Treue schwur, sondern sich sogar entschloß, ihre Mutter, die sie so zärtlich liebte, heimlich zu verlaßen und mir zu folgen, wohin es mir gefiel, iedoch mit der Bedingung, worüber ich ihr einen Schwur leisten muste, daß ich mich mit ihr, sobald wir in Sicherheit wären, trauen laßen sollte. Heut war Julie auf dem Punkt, wo ich sie haben wollte, ich versprach alles, war aber keinesweges gesonnen, mein Versprechen zu halten."

„Ich machte nun die besten Anstalten zur Flucht und erlangte glücklich Deutschlands Grenzen. Da ich nun keine Ausflüchte mehr finden konnte, sahe ich mich gezwungen in das schwere Joch der Ehe zu treten, denn Juliens Tugend konnte ich nicht besiegen. Ich gab also ihren Bitten nach und lies mich zu S*** mit ihr trauen; aber mit dem festen

sten Vorsatz, dies Joch, denn dafür hielt ich es, wieder abzuschütteln. Nachdem wir beynahe ein Jahr herumgereißt waren, und sich immer keine bequeme Gelegenheit, meinen Vorsatz auszuführen, gezeigt hatte, so beschenkte mich Julie mit einem iungen Sohn. In der Stadt G*** nehmlich wurde sie krank und nach drey Tagen bekam sie das Kind. Es erhielt in der Taufe den Namen Heinrich. Durch ihn wurde ich zugleich auf eine gute Art von einer schweren Last befreyet, denn Julie starb sechs Tage hernach als Wöchnerin."

„Ich war nun auch müde in der Welt herumzureisen und beschloß meine Tage auf meinen Gütern zuzubringen, wo ich bald darauf mit meinem Heinrich, für den ich eine Amme angenommen, glücklich ankam. Ich lies ihn als ein gefundnes Kind erziehen und er hat mir iederzeit alle nur mögliche Treue bewiesen, und aus der Ursache erklärte ich denselben für meinen Sohn und den einzigen Erben meiner Güter. Ein gewißer Eigensinn ist Ursache, daß ich diese Erklärung nicht bey meinen Lebzeiten gethan, sondern diese

se Nachricht, so verborgen habe, daß sie erst nach meinem Tode kann gefunden werden. Zu mehrerer Beglaubigung liegen auch zwey Atteſtate, nehmlich das eine vom Pfarrer zu S*** der mich mit Julien copulierte; und vom Stadtrath zu G*** wo ich meine Gemahlin beerdigen ließ, das andere, bey diesem meinen eignen Bekänntniß."

Dies war also die, für Henrietten so schreckliche Nachricht, nicht sowohl wegen des Verlusts so ansehnlicher Güter, indem ihr noch immer die 30000 Thl. gewiß blieben, sondern weil sie Heinrichs Aufenthalt nicht wußte. Ihr Vorsatz wurde nun desto fester, nehmlich nicht eher zu ruhen, bis sie den Liebling ihres Herzens gefunden. Sie reißte sogleich zum Fürsten, legte die gefundenen Schriften zu den Füßen deßelben und entdeckte zugleich ihren Entschluß, nicht eher zu ruhen, bis sie die Güter des Grafen, dem eigentlichen Besitzer in die Hände geliefert hätte. Der gütige Fürst war von der guten Gesinnung dieses Mädchens ganz bezaubert, er lobte ihren Entschluß und machte ihr, um die Reisekosten zu bestreiten ein Geschenk mit

6000 Thalern. Zugleich gab er ihr einen seiner Bedienten mit, welcher ihm schon 30 Jahr treu und redlich gedient hatte. Henriette reißte nun grade auf Paris los, indem sie einige Nachricht erhalten hatte, daß Heinrich unter der Verkleidung eines Jägers dahin gereiset sey. Da die Jagd ein Lieblingsgeschäfte des Grafen gewesen war, so hatte er unsern Heinrich darin unterrichten laßen, und dieser hatte es auch sehr weit darinn gebracht.

Wir wollen nun unsere Henriette einstweilen reisen laßen und zum Schluß dieses Kapitels noch etwas nachholen, das wir durch ein glückliches Ohngefehr erfahren haben und das uns ein Räthsel auflösen wird, über welches gewiß mancher Leser sich schon den Kopf zerbrochen hat. Es betrift nehmlich Julie, die Mutter unsers Heinrichs.

Der Grosvater dieses Heinrichs hatte mit der Gräfin F*** in einer heimlichen Ehe gelebt und aus dieser Ehe hatte Julie

ihr Daseyn erhalten. Juliens Vater war sehr flatterhaft und seine Liebe war bald erkaltet, er trennte sich von seiner Gemahlin, setzte ihr eine gewiße Summe iährlich aus und vermählte sich mit einer andern und aus dieser Ehe war unser Graf G*** entsproßen. Juliens Mutter konnte also ihre Einwilligung zu dieser Ehe nicht geben, so gern sie auch wollte. Aber wir wollen uns hierbey nicht länger verweilen, sondern geschwind unserm lieben Heinrich nachreisen.

---

## Viertes Capitel.

### Eine mißliche Lage. — Heinrich wird ein Jäger.

Heinrich verließ, in die größte Traurigkeit versunken, seinen bisherigen geliebten Aufenthalt. Sein fester Entschluß war, in einem fremden Welttheil sein Leben zu beschließen. Er war zwar mit hinlänglichem Reisegeld versehen, indem er durch Henriettens Freygebigkeit seine 250 Dukaten vom Grafen sehr vermehrt hatte, allein es wurde ihm ein groser Strich durch die Rechnung gemacht. Er fuhr auf der Post und da man hier allerley Gesellschaft antrift, so machte auch unser Heinrich Bekanntschaft mit einem H--- schen Officier, der seinem Vorgeben nach, sein Vaterland einer Ehrensache wegen verlaßen muste. Er nennte sich Hauptmann Krauße. Anfänglich bekümmerte sich Heinrich sehr wenig um denselben, denn er war ietzt mit sich selbst uneinig. Henriettens Bild schwebte ihm beständig vor Augen

Augen, es war so tief in sein Herz gedrückt, daß er wenig Aufmerksamkeit auf Dinge aus-ser ihm richtete. Endlich wußte der Hauptman sehr geschickt ein Gespräch mit Heinrich anzufangen und um seine Aufmerksamkeit desto eher zu gewinnen, erzählte er die Ursache seiner Flucht.

Die Liebe zu einer Kaufmannsfrau hatte ihm einen Nebenbuhler zugezogen, und zwar seinen eignen Obristen. Die Kaufmannsfrau, welche eben keine Lukretia zu seyn schien, erlaubte in Abwesenheit ihres Mannes, beyden Officieren, sie zu besuchen. Eines Abends hatte sich der Reisegefährte unsers Heinrichs, bey einem Besuch zu lange aufgehalten und wurde mitten in seinem größten Vergnügen vom Obristen überrascht. Dieser vor Wuth ganz außer sich, zog den Degen und ging auf den Hauptmann los, der aber schon in einer guten Lage stand und ihn sogleich durchbohrte, weil er ein sehr geschickter Fechter war. Er mußte also die Flucht ergreifen und war iezt im Begrif nach Paris zu gehen, und von da wollte er nach Italien. Nach dieser Erzählung wußte er

unsern

unsern Heinrich durch seine muntern Einfälle aus seinem Tiefsinn zu wecken, so daß er sich in eine genauere Bekanntschaft mit demselben einlies. Sie setzten nun ihre Reise vergnügt mit einander fort und würden zusammen zu Paris angelanget seyn, wenn nicht zu Heinrichs größtem Schaden der Postwagen umgefallen und die Achse zerbrochen wäre. Sie mußten also wider ihren Willen 3 Stunden von Paris ihr Nachtlager aufschlagen. Sie kamen noch in ein ziemlich gutes Wirthshauß, wo sie für ihr Geld gut bedient wurden. Sie speißten zu Abend, legten sich zur Ruhe, in welcher sie aber durch ein nächtliches Abentheuer, welches der saubere Herr Hauptmann, der ein verliebter Haase war, verursachte, gestöret wurden. Die Sache verhielt sich so:

Der Hauptmann hatte sich an des Wirths Tochter engagirt. Diese nur war entweder überhaupt keine Feindin des männlichen Geschlechts, oder es leuchtete ihr die Uniform zu helle in die Augen, (denn ich habe sehr oft bemerkt, daß eine Mannsperson und wenn sie auch nur von mittelmäsiger Schönheit war,

in

in einer Uniform vielmehr Eindruck auf die Herzen der Frauenzimmer machte, als ein Anderer von außerordentlicher Schönheit) kurz unsers Wirths Tochter versprach dem Liebesritter eine glückliche Schäferstunde. Ein gewißer Rath war mit seiner Gemahlin ebenfalls hier angekommen, diesen nöthigte zufällig eine gewiße Verrichtung des Nachts an einen Ort, der von seinem Zimmer ziemlich abgelegen war. In seiner Abwesenheit hatte sich der Hauptmann auch auf den Weg gemacht, um in den Armen seiner Göttin die Nacht vergnügt zuzubringen. Die offene Thüre von dem Zimmer des Raths täuschte ihn. Er hielt sie für die, die er suchte, trat hinein, legte sich in das Bette und umarmte die Gemahlin des Herrn Raths. Dieser kam indessen von seiner Verrichtung zurück, und konnte zum größten Unglück sein Zimmer nicht finden, sondern kam endlich in eine Kammer und wollte sich da ganz getrost niederlegen, weil er glaubte sein Bette gefunden zu haben. Aber wie erschrack er, als ihn ein Paar harte Hände anpackten und derb auf ihn losschlugen. Nun merkte er seinen Irrthum, und riß sich endlich los, wurde aber von seinem

Fein=

Feinde, welches der Haußknecht war, der die Nacht bey der Magd zubringen wollte, verfolgt. Heinrich hörte den Lerm, sprang im blosen Hemde mit dem Degen in der Hand zur Thüre hinaus und verfolgte den Hausknecht, weil er glaubte, daß es Diebe wären. Der Rath war in der Angst bey seiner Kammer vorbey gesprungen und in die Kammer der Wirthstochter, wo er sich unter das Bette verkroch. Die Wirthstochter hörte den Tumult, sahe etwas weises auf ihr Bette zu kommen und schrie aus vollem Halse um Hülfe. Heinrich hielt indeß den Hausknecht so fest, daß er nicht entwischen konnte, bis endlich der Wirth mit dem Lichte kam, der seine Tochter, eine liederliche Dirne und dergleichen schalt. Nun wurde die Begebenheit erst lächerlich, der Rath kam im Hemde, welches der Hausknecht ganz erschrecklich zerfetzt hatte, unter dem Bette hervorgekrochen, und klagte den Haußknecht an. Der Wirth schlug nun auf diesen los und würde sobald nicht aufgehört haben, wenn sich der arme Schelm nicht mit der Flucht gerettet hätte. Endlich begab sich iedes wieder in sein Bette.

Hein=

Heinrich war wegen seines Reisegefährten sehr besorgt. Er hatte gehört, daß er aus der Stube, wo sie beyde schliefen, gegangen, und doch war er nicht bey dem Abentheuer zugegen; aber er wurde bald von seinem Kummer befreyt, denn der Hauptmann lag in seinem Bette und wollte vor Lachen bersten. Er hatte aus Versehen einen guten Wechsel getroffen; und die Gemahlin des Herrn Raths, der der einzige betrogne Theil und am schlimmsten bey der Affäre weggekommen war, beobachtete ein genaues Stillschweigen in Ansehung des Besuchs, der ihr gemacht worden war. Entweder that sie es, weil sie Vorwürfe von ihrem Mann befürchtete, oder weil die Umarmungen des Hauptmannes süßer waren als die ihres Gemahls, oder -- doch wir wollen die übrigen Oder einen jeden Leser selbst hinzusetzen laßen und in der Erzählung fortfahren.

Alle die, welche bey dem nächtlichen Abentheuer gewesen waren, schliefen den übrigen Theil der Nacht ruhig, besonders unser Heinrich der mit dem Hauptmann noch eine

Fla-

Flasche Wein ausstach; um wie sich der Letztere ausdrückte, desto süßer zu schlafen.

Heinrich machte aber ziemlich grose Augen, als ihn der Wirth mit vieler Mühe weckte und zugleich fragte, warum er bis 11 Uhr im Bette bliebe, da doch sein Reisegefährte so früh fortgereiset wäre, daß er es weder selbst noch sonst iemand im Hause gehöret hätte. Heinrich war außer sich vor Verwunderung und konnte nicht begreifen warum er so lange geschlafen, welches doch sonst seine Gewöhnheit nicht war, denn das Andenken an Henrietten machte ihm immer schlaflose Nächte. Noch weniger konnte er begreifen warum der Hauptmann fortgereißt war, ohne ihm etwas zu sagen. Er rieb die Augen, sprang aus dem Bette und sein Felleisen, Beurse, Degen, Uhr alles war fort. Was für ein schrecklicher Anblick für ihn! Er sahe nun wohl, daß er auf die schändlichste Art bestohlen war und daß ihm der Hauptmann, um diesen boshaften Streich auszuführen, einen Schlaftrunk beygebracht hatte. Er wußte nun nicht was er anfangen sollte; denn der Hauptmann hatte ihm nicht ein-

einmahl so viel gelaßen, daß er die Zehrung bezahlen konnte. Er blieb noch zwey Tage hier liegen und sann Tag und Nacht auf Mittel, sich aus dieser Noth zu retten.

In seiner größten Verlegenheit kehrte ein gewißer Baron von W*** in eben dem Gasthof ein. Heinrich hörte diesen zum Wirthe sagen, daß er einen Bedienten brauche, er wünschte aber, daß derselbe mit der Jagd übereinkommen könnte. Sogleich war Heinrich bereit, diese Gelegenheit zu ergreifen, er lies sich melden und wurde auch sogleich angenommen. Zu seinem größten Vergnügen hörte er, daß der Baron auf Reisen war, er gelangte also doch zu seinem Zweck. Er hatte sich vorgenommen, in die Welt zu gehen, um wenn es möglich wäre, die ihm verzehrende Leidenschaft zu unterdrücken, und diesen Entzweck glaubte er in dem iezt angetretnen Stande desto eher zu erlangen, wo er mehr Zerstreuung haben würde, als wenn er ganz ohne alle Geschäffte wäre. Er war auch schon im voraus überzeugt, daß er sich in diese Lage schicken werde; denn er war den Wechsel des Glückes schon gewohnt und hatte schon

 vieler=

vielerley Rollen gespielt. Beym Grafen war er, bald Bedienter, Jäger, Gärtner, Gesellschafter, Vertrauter und was weiß ich, was er alles seyn mußte. Bey Henrietten war er Verwalter eines grosen Gutes, hernach ein Herr für sich, der auf Reisen war und auf einmahl ein armer Jäger. Doch wir wollen sehen, wie er sich in seinen neuen Dienst finden wird.

Der Baron bezahlte die im Gasthofe gemachte Schuld und versprach sogar seinem neuen Jäger, die ihm vom Hauptmann gestohlne Summe zu ersetzen, wenn er sich bey ihm gut hielte. Am folgenden Tag ging die Reise nach Paris. Hier hielten sie sich beynahe vier Wochen auf und in dieser kurzen Zeit war Heinrich und der Baron zwei mahl in Lebensgefahr, und sie retteten mit genauer Noth ihr Leben. Unserm Heinrich wäre der Tod vielleicht erwünscht gewesen, denn das Leben ward ihm immer verhaßter; es schien als wenn er ganz zum Unglück gebohren wäre. Die Liebe zu Henrietten marterte ihn Tag und Nacht, seine Aussichten in die Zukunft waren eben nicht tröstlich, und was das schlim-

ste war, sein Gewißen fing ietzo an sich stärker als iemahls zu regen.

Er war lange Zeit ein Sklave des Lasters gewesen, er hatte viele Grausamkeiten beym Grafen ausgeübt, hatte oft die Unschuld verführen helfen. Dies marterte ihn, und er würde tausend Leben hingegeben haben, hätte er damit seine vorigen Handlungen abbüsen können, aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Er setzte sich also fest vor, sein künftiges Leben ganz der Tugend zu widmen, nie dem Laster zu dienen, und alle Gelegenheit zum Bösen zu fliehen. Doch wir wollen zur Geschichte zurückkehren und im folgenden Kapitel die doppelte Lebensgefahr erzählen, welche Heinrich ausstand.

## Fünftes Capitel.

### Mordgeschichten.

Der Baron gieng eines Abends sehr spät von einem Ball nach Hause. Heinrich mit der Fackel voraus, bekam ehe er sichs versahe, einen solchen derben Schlag auf den Arm, daß die Fackel auf die Erde fiel; und wenn der Schlag seinen Kopf getroffen hätte, so würde er gewiß nicht weit mehr gelaufen seyn. Da er aber seinen rechten Arm noch gut brauchen konnte und mit einem guten Hirschfänger versehen war, so zog er sogleich vom Leder, um sich zu wehren. Allein hier galt es Muth, drey Kerle mit blosem Degen hatten schon den Baron umringt, und thaten fürchterliche Stöße nach demselben; er vertheidigte sich aber tapfer und brachte bald dem einen von seinen Feinden, einen solchen kräftigen Stich bey, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. In eben dem Angenblicke hauete Heinrich den andern in den Arm und machte ihn zu fernerm Streiten untüchtig. Der dritte, da er sah,

wie es seinen Cameraden ergieng, ergriff die Flucht, lief aber der herbeykommenden Wache grade in die Hände, indes die beyden andern Straßenräuber wegen des häufig vergoßnen Blutes, halb ohnmächtig auf die Wache geschleppt wurden. Der Baron, der sich zu erkennen gab, mußte sich gefallen lassen, daß ihn nebst seinem Bedienten sechs Mann Wache nach Hause begleiteten und ihn die ganze Nacht in seinem Zimmer bewachten.

Am folgenden Tage wurde die Sache genau untersucht und die beyden Meuchelmörder, (denn der dritte war in der Nacht gestorben) als sie den Baron sahen, der bey dem Verhör zugegen war, gestanden mit Zittern, daß sie sich in der Person geirret hätten. Der Baron wurde also frey gesprochen und iene empfiengen ihre Strafe, doch nicht so, wie sie es verdient hatten, denn sie waren von einem Grosen zu dieser schwarzen That erkauft worden.

Nach dieser Begebenheit betrachtete der Baron unsern Heinrich nicht mehr als seinen

Bedienten, sondern als den Retter seines Lebens, er nahm auch sogleich einen andern Bedienten an und Heinrich wurde sein Freund. Sie aßen an einem Tisch, schliefen in einem Zimmer, und waren unzertrennlich. Der Baron gieng ohne seinen Freund nicht aus dem Hause, überall waren sie beysammen, obgleich Heinrich seine Jägerkleider noch trug, weil ihn der Baron nicht dazu bringen konnte, dieselben abzulegen, und ihm vergebens seine Beurse angeboten hatte, um sich anders zu kleiden.

Diese Liebe des Barons gegen Heinrich wurde nun noch mehr erhöhet, durch folgende schreckliche Begebenheit. Sie waren beyde in der Oper und sahen hier ein reizendes Frauenzimmer. Dieses Weib war eins der schändlichsten Geschöpfe, wie wir bald sehen werden, wußte sich aber so zu verstellen, daß sie jedermann hintergehen konnte. Der Baron bot ihr seine Kutsche an, da die Oper geendigt war, sahe, zu seinem größten Entzücken, daß man ihm sehr gefällig begegnete, und errichtete binnen drey Tagen eine solche genaue Bekanntschaft mit die-

ser Theaterprinzeßin, (denn dies war sie einige Jahr gewesen, ietzt aber machte sie ein Haus für sich,) daß er keinen Tag vorbey streichen lies, ohne sie zu besuchen, und er wäre verlohren gewesen, hätte er nicht allemahl seinen treuen Heinrich mitgenommen. Da dieser als Jäger gekleidet war, so machte er mit der Magd iener Niederträchtigen bald Bekanntschaft, aber blos zum Besten seines Herrn. Er suchte diese Magd auszuforschen, denn er hatte gleich im Anfange dieser Bekanntschaft des Barons mit Karolinen, sehr viel Zudringlichkeit an der letztern bemerkt. Zum Glück verfehlte er seine Absicht nicht, sondern erfuhr mit Entsetzen, daß über des Barons Haupte ein Schwerd an einem Haare schwebte.

Die Magd wurde bald durch einige Schmeicheleyen, die ihr Heinrich sagte, getäuscht und für ihn eingenommen. Sie glaubte, daß er Liebe für sie empfände, ia sie gestand ihm, daß sie viel Neigung zu ihm habe. Heinrich machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, sie wegen ihrer Herrschaft auszuforschen, denn diese wurde ihm immer verdäch-

dächtiger, indem der Baron, so oft er nach Hause gieng, über den Verlust seines Geldes mißmuthig war, denn iederzeit hatte man gespielt und ihm den Beutel rein ausgefegt. Heinrich brauchte sich nun eben nicht viel Mühe zu geben, die Magd war so schwatzhaft, daß sie ihm auch nicht den geringsten Umstand verheelte, und ihm die schändliche Lebensart entdeckte, welche ihre Gebieterin führte. Sie wäre eine der größten Buhlerinnen, welche schon manchen iungen Menschen in die andere Welt geschickt, nachdem sie dieselben erst vorher rein ausgeplündert hätte.

Sie sind in eben der Gefahr, sagte sie zu dem erschrockenen Heinrich, aber sie sollen nicht nur gerettet werden, sondern iene Nichtswürdige soll auch zugleich ihren verdienten Lohn bekommen und sollte es auch zu meinem eignen Schaden seyn, denn ich habe diese gottlose Lebensart satt und will lieber meine Strafe leiden, als länger ein solches ruchloses Leben führen.

Heinrich erstaunte immer mehr über diese Nachrichten und wollte sogleich seinem Herrn zu Hülfe eilen, indem er denselben schon verlohren zu haben glaubte, allein die Magd verwies ihm seine Hitze und rieth, man müßte sie über der That fangen. Der Baron hatte für diesmahl seine Visite geendigt, und beyde gingen ruhig nach Hause, indem Heinrich sich nicht das geringste von seinen gemachten Entdeckungen merken lies. Er beschloß aber seine Maasregeln so zu nehmen, daß er seinen Freund nicht nur aus der Gefahr rettete, sondern auch zugleich für die Zukunft behutsamer machte.

Am folgenden Tage brachte Karolinens Magd ein Billet an den Baron, in welchem derselbe von seiner Göttin gebeten wurde, sie auf den Abend zu besuchen. Er würde Gesellschaft bey ihr finden. Heinrich bekam von der Magd einen Wink und er nahm sie mit auf seine Stube, wo sie ihm folgendes sagte:

Jetzt, mein Lieber, ist es Zeit daß sie sich retten, dieser Tag ist zu ihrem und ihres Herrn

Herrn Untergang bestimmt. Es sind vier niederträchtige Buben gedungen, welche, gut gekleidet, mit in der Gesellschaft seyn werden. Diese sollen ihnen das Lebenslicht ausblasen und der Herr Baron soll im Bette erstickt werden. In der Decke des Zimmers, gerade über dem Bette, ist ein Fallwerk angebracht, das auf ein gegebnes Zeichen herunterfallen und ihren Herrn ersticken wird; machen sie also die nöthigen Anstalten! Ich habe zwar strengen Befehl die Thüre fest verschloßen zu halten, werde sie ihnen aber dennoch öffnen. Versehen sie sich mit hinlänglicher Wache und wenn es möglich ist, so suchen sie auch mich zu retten. Mit diesen Worten verließ sie ihn und ging mit Thränen in den Augen weg.

Heinrich ging sogleich aus, meldete die ganze Sache und bekam zwölf Mann Wache, welche ihm auf den Abend zu Dienste stehen sollten. Die Nacht brach endlich herein und unsre beiden Freunde gingen an den bestimmten Ort. Heinrich kehrte im Hause um, holte die Wache und da die Gesellschaft in Karolinens Stube sehr lustig war, konnten

ten sie bis an die Stube kommen, ohne bemerkt zu werden. Heinrich hatte der Magd, da sie die Thüre öffnete, ein Papier mit funfzig Thalern in die Hand gedrückt und derselben heimlich gesagt, daß sie sich retten möchte, welches sie auch gethan hatte.

Als nun die Gesellschaft in ihrer größten Fröhlichkeit war, machte Heinrich die Stube auf und trat mit seiner Bedeckung hinein. Ueber alle Gesichter verbreitete sich Schrecken, am wunderlichsten aber stellte sich der Baron. Er sahe seinen treuen Freund, seinen Heinrich an der Spitze der Wache und konnte das Betragen deßelben nicht begreifen. Karoline und die vier Mitverschwornen saßen wie versteinert und keinem fiel es ein, sich zu widersetzen, sondern alle wurden gefeßelt und ins Gefängniß geschleppt, nachdem vorher alles genau durchsucht worden war. Man fand nicht nur die oben angeführte Machine über dem Bette; und in den Kleidern der vier Bösewichter Dolche und kleine Pistolen, sondern auch in verborgenen Schränken eine erstaunliche Menge Uhren, Ringe und vieles Geld. Auf ausdrücklichen Befehl des Policeylieutenant,

nant,

nants wurde der Baron nicht nur frey gesprochen, sondern er bekam sogar sein Geld und alles was ihm diese Bekanntschaft gekostet hatte, wieder.

Er ging in tiefen Gedanken nach Hause und Heinrich wollte ihn mit gutem Vorbedacht nicht stöhren; sobald sie aber in ihr Zimmer traten, erzählte Heinrich die ganze Sache und bat um Verzeihung, so wohl deßwegen, daß er so verschwiegen gewesen, als auch wegen der funfzig Thaler, die er ohne sein Vorwissen aus des Barons Beurse genommen und der Magd gegeben hatte. Der Baron umarmte seinen Heinrich, dankte ihm für diese abermahlige Rettung seines Lebens; und nun wurde sogleich beschloßen Paris zu verlaßen. In zwey Tagen sollte die Reise fortgehen und zwar nach Deutschland.

Dies war nun freylich unserm Heinrich nicht gelegen, so sehr sich ein andrer nach seinen Vaterlande würde gesehnt und diese Gelegenheit mit Freuden ergriffen haben, so ungern hörte er den Vorsatz des Barons. Er hatte seine Ruhe in Deutschland ver-

verlohren, er war kaum aus demselben geflohen um seine Leidenschaft zu vergeßen und nun mußte er schon wieder dahin zurück kehren; dennoch aber hegte er zu viel Liebe und Freundschaft gegen den Baron, als daß er seinen Wunsch: nicht nach Deutschland zu reisen, hätte äußern sollen, indem er gewiß wußte, daß sich der Baron nach seinem Eigensinn bequemen würde. Er überließ es also ganz dem Baron, wohin er reisen wollte. Sie blieben noch zwey Tage in Paris und mußten wider ihren Willen Beweise der abscheulichsten Verbrechen sehen.

Am Morgen, der auf den, für Heinrich so glücklichen Tag folgte, da er seinen Herrn und sich selbst das Leben rettete, wurden beyde zu dem Policeylieutnant zum Frühstück gebeten. Nach einigen gewechselten Höflichkeiten, fiel das Gespräch auf den gestrigen Vorfall, und sie wurden ersucht, einer genauern Untersuchung, in dem Hause wo ihr Leben in so groser Gefahr gewesen, beyzuwohnen. Sie willigten endlich darein. Man fand anfänglich nichts besonders, außer in einigen Schränken sehr vieles Geld und

Kost-

Kostbarkeiten. Allein iezt erwartete sie ein schrecklicher Anblick, den man sich nicht schrecklicher vorstellen könnte.

Man muß die Langmuth Gottes bewundern; wie lange duldet sie, nachsichtsvoll den frohen Sünder, wie lange läßt sie ihm Zeit, sich noch zur Tugend zu wenden, und den Weg des Lasters zu verlaßen! Doch ich will den Leser mit keinen moralischen Exclamationen aufhalten, sondern so geschwind als möglich diese schreckliche Erzählung vollenden.

Es wurde iezt der Keller geöffnet, wo man ganze Kisten voll der schönsten Kleider und anderer Sachen fand. Die Policeybedienten wollten schon die Untersuchung beendigen, als ein gewißer widriger, modernder Geruch sie aufmerksam machte. Sie wurden endlich einer kleinen eisernen Thüre gewahr, sprengten sie auf und, Schrecken durchbebte alle ihre Glieder, der abscheuliche Anblick eines grosen Gewölbes voller Leichen, die zum Theil ganz, zum Theil halb verfault waren, heftete ihren Fuß gleichsam an die

Erde,

Erde, sie standen stumm und erblaßt da und waren alle unschlüßig, ob sie da bleiben oder von diesem Ort des Schreckens fliehen sollten, endlich verliesen sie diesen abscheulichen Aufenthalt wieder.

Es wurde nun Verhör über die Verbrecher gehalten und der Baron sahe sich genöthiget noch drei Tage in Paris zu bleiben. Da Karoline sowohl als auch die vier andern Verbrecher sogleich im ersten Verhör alles gestanden, so wurde der Baron nicht länger aufgehalten, und er eilte eine Stadt zu verlaßen, wo sein und seines Freundes Leben, dem Tode so nahe war. Kurz sie verliesen Paris und reißten grade auf Deutschlands Grenzen los. Wir wollen sie aber reisen laßen und in Paris unsre liebe Henriette aufsuchen. Wer etwas von derselben hören will, der lese das folgende Kapitel!

---

## Sechstes Capitel.

### Und sie erfuhr — — nichts.

Henriette kam mit ihrem Jacob, so hieß der Bediente, welchen ihr der Fürst mitgegeben hatte, glücklich in Paris an. Sie hatte sich auch noch eine Kammerjungfer angenommen, logirte sich in einen der besten Gasthöfe ein, und fieng ihre Nachforschungen bald an. Jacob gieng in alle Koffeehäuser, machte mit einen ieden, der Libree trug, Bekanntschaft und erfuhr --- nichts. Henriette war darüber äusserst niedergeschlagen und sie verzweifelte schon, daß sie ihren Entzweck erreichen würde. Sie versuchte endlich noch ein Mittel, welches schon vielen geglücket und durch welches sie doch wenigstens einigen Schein von Hoffnung bekam. Sie lies einen Lohnbedienten zu sich kommen.

Dieses sind nun in Paris ganz besondere Leute, es sind, um es kurz zu sagen, Spi-

Spione, welche sich zu allem brauchen lassen, sie bieten iedem ankommenden Fremden ihre Dienste an, und sind oft die ärgsten Bösewichte, die für Geld alles thun, was man von ihnen verlangt. Ein solcher war nun auch dieser, dem Henriette sich anvertrauete, doch wußte er sich so ehrlich zu stellen, daß er iedermann, der ihn nicht genau kannte, und also am leichtesten die Fremden hintergehen konnte.

Henriette trug ihm sogleich sein Geschäft auf, beschrieb ihm die Person, die sie zu finden wünschte, vom Kopf bis zu den Füssen, so viel es ihr möglich war, und der Kundschafter versprach, keine Mühe zu sparen. Er wollte an alle öffentliche Oerter laufen und gewiß bald eine erwünsche Nachricht bringen.

Er gieng in der That mit der größten Eilfertigkeit --- zu einer andern Person, welche ihm ähnliche Geschäfte auftrug und so gieng es den halben Tag fort. Wenn er dann mit Aufträgen überladen war, fieng er wieder bey dem ersten an und machte nun eine

Menge Lügen, strich sein Geld ein, und gieng weg.

So gieng es auch bey Henrietten. Er hatte zwar einiges entdeckt, oder vielmehr so von ohngefehr gehöret, er machte aber so viel dazu, daß Henriette beynahe des Todes gewesen wäre, bey seiner Erzählung. Er sagte ihr nehmlich, daß er in der Komödie einen Herrn in prächtiger Kleidung gesehen, welcher seiner Vermuthung nach ein Prinz seyn müßte; dieser vornehme Herr habe einen Jäger bey sich gehabt, der völlig dem Bilde entspräche, weches ihm Henriette vorgemahlt, auf seinem Gesichte aber wäre Kummer und Schwermuth ausgedrückt gewesen. Er sey mit seinem Herrn weggefahren, allein so geschwind, daß er dem Wagen nicht hätte folgen können, sondern denselben bald aus den Augen verlohren hätte.

Henriettens Herz hüpfte vor Freuden, diese Freude wurde aber bald in Schrecken verwandelt, als der Lohnbediente fortfuhr: Da ich heute früh von einem Kaffeehause weggieng, erfuhr ich von einem meiner gu-

ten

ten Freunde, daß am vorigen Abend, der nehmliche vornehme Herr mit seinem Jäger, (denn er beschrieb mir denselben sehr genau) etwas spät aus einer Gesellschaft nach Hause gegangen, unterweges aber sey er von sechs handfesten Kerlen angefallen worden. Der Jäger sey tod auf dem Platze geblieben, sein Herr aber wäre mit vielen Wunden bedeckt nach Hause gebracht worden.

Bey dieser Erzählung war Henriette einer Ohnmacht nahe, doch Jacob schilderte ihr den Charakter solcher Lohnbedienten, daß sie iede Sache vergrößerten, ja wohl gar die ärgsten Lügen erfänden, und daß man ihnen daher wenig Glauben beymeßen könnte; man müße sich erst nach der wahren Beschaffenheit der Sache genauer erkundigen, ehe man sich der Traurigkeit überlaßen wolle. Durch diese Worte ward Henriette wieder etwas beruhiget, doch war sie immer noch traurig, bis ihr am folgenden Tage der Wirth, die eigentliche Geschichte erzählte. Er strich dabey die Herzhaftigkeit Heinrichs so heraus, daß ihn Henriette hätte küßen mögen. Sie erfuhr zugleich, daß der vornehme Herr ein

Baron und sein Jäger aus Deutschland wäre, daß der Letztere von seinem Herrn, dem Baron außerordentlich geliebt würde, daß er mehr ein Freund als Bedienter deßelben wäre. Dies war es aber auch alles, was sie erfuhr; den Namen des Barons, sein Vaterland, seine Wohnung, dies alles erfuhr sie nicht, und doch war es eben dieses, was sie zu wißen wünschte. Endlich brachte der treue Jacob eine genaue Nachricht.

Er hatte die ganze Geschichte mit Karolinen gehört, von der man sich iezt allenthalben unterhielt, hatte sogar die Wohnung des Barons ausgeforscht. Henriette ließ sogleich ihren Wagen anspannen und drückte ihren Heinrich in Gedanken schon an ihren Busen alle Augenblicke rief sie dem Kutscher zu, daß er schneller fahren sollte, endlich wurde still gehalten. Sie wartete nicht, bis man sie angemeldet hatte, sondern ehe noch Jacob von der Kutsche stieg, flog Henriette schon die Treppe hinauf, fragte nach einem Baron, nach einem Jäger und erfuhr zu ihrer grosen Betrübniß, daß dieselben schon

gestern früh abgereiset wären, wohin? das wußte niemand. Nun gings wieder fort. In alle Thore, rief sie dem Kutscher zu. Dieser peitschte auf seine armen Thiere los, fuhr in iede Oeffnung, die zur Stadt hinausführte und Henriette erfuhr in ieder derselben --- --- nichts.

## Siebendes Capittel.

### Unglück über Unglück.

Nun war Henriette ganz trostlos; sie war der Erfüllung ihres Wunsches, sie war ihrem Heinrich so nahe gewesen und auf einmahl war sie nun in einer solchen schrecklichen Ungewißheit, daß sie nicht wußte, wo sie sich hinwenden sollte, iedoch sahe sie wohl, daß sie das, was sie suchte, in Paris nicht finden würde. Sie machte sich also ebenfalls reisefertig, wußte aber in der That selbst noch nicht, wo sie hinreisen sollte, endlich zweifelte sie nicht mehr an der Meynung Jacobs, daß nehmlich der Baron, mit seinem Heinrich nach England gegangen seyn würde. Dieses bestätigte auch der Hausbesitzer, wo der Baron gewohnt hatte, indem er oft davon hätte sprechen hören. Am folgenden Morgen ging also die Reise fort, grade nach London zu, weil sie sich schmeichelte, den Mann ihres Herzens daselbst zu finden. Da wir schon wißen wohin Heinrich gereiset, so sehen wir leicht,

leicht, wie sehr sich Henriette und alle andere in ihrer Meynung betrogen hatten, denn sie reißte grade den entgegengesetzten Weg, den Heinrich genommen hatte. Auf dieser Reise begegnete Henrietten ein doppeltes Unglück, sie zerbrach den Arm und büßte zugleich ihren treuen Jacob ein.

Als sie sich nehmlich schon auf dem Wege von Tower nach London befanden, wurden durch einen Zufall die Pferde am Wagen scheu, und zwar an einem sehr abschüßigen Hügel. Jacob wollte aus dem Schlage springen, (denn Henriette lies ihn nie auf dem Kutschersitze fahren, sondern er mußte ihr im Wagen durch allerhand Erzählungen die Zeit verkürzen) da er aber schon bey Jahren war, so ging dies etwas langsam her, und er stürzte unter den Wagen, wo ihm sogleich vom Rade der Kopf zerquetscht wurde, so daß er tod auf der Stelle liegen blieb. Henriette blieb zwar in der Kutsche und sie wäre vielleicht glücklich davon gekommen, wenn nicht die Kutsche umgeschlagen wäre, so aber zerbrach sie den linken Arm. Zu ihrem Glück hielten einige Bauren die Pferde auf

und trugen Henrietten ohnmächtig in den Gasthof des nahe liegenden Dorfes. Man lies einen Wundarzt holen, der glücklicherweise ein sehr erfahrner Mensch war. Er war vor einigen Jahren von Universitäten gekommen, hatte sich in dem Dorfe niedergelaßen, und daselbst schon einige sehr wichtige Kuren glücklich vollbracht. Er hatte auch das Glück, Henrietten völlig wieder herzustellen, so daß sie ihre Reise nach Verlauf von sechs Wochen hätte fortsetzen können. Sie bekam aber ein heftiges Fieber und mußte zu ihrer größten Betrübniß ein ganzes viertel Jahr das Bette hüten. Sobald sie das Fahren aushalten konnte, reißte sie nach London.

Bey ihrer Ankunft daselbst miethete sie sogleich eins der besten Zimmer und fing ihre Nachforschungen in Ansehung Heinrichs von neuem wieder an, aber alles war umsonst. Da sie endlich sahe, daß alle ihre Bemühungen nichts halfen, so beschloß sie den Sommer in England zuzubringen und dann nach Deutschland zurück zu kehren und auf den Gütern

tern ihres Heinrichs zu leben, bis sie einige Nachrichten von ihm bekäme.

Sie schrieb diesen Entschluß und die vergeblich angewandten Bemühungen, dem Fürsten und bat denselben, ihr die ihr noch zugehörigen dreißig tausend Thaler zu überschicken. Sie bekam dieselben nach kurzer Zeit in Wechseln, nebst einem sehr gnädigen Brief vom Fürsten, worinnen er sie seiner fernern Gnade versicherte.

Sie suchte nun bald in der Stadt, bald auf dem Lande in Gesellschaften und andern öffentlichen Lustbarkeiten, ihr trauriges Gemüth aufzuheitern und es gelang ihr auch zum Theil, ganz konnte sie aber ihre vorige Ruhe nicht wieder erlangen, denn es kamen noch oft Stunden, wo ihr das Andenken an iene glücklichen Tage, als sie in der Einsamkeit mit ihrer Mutter lebte, häufige Thränen auspreßte.

Einsmahls wurde sie auf einen Ball geführt, von einem gewißen Lord, der ihr schon einigemahl die süßesten Schmeicheleyen

gesagt

gesagt hatte, der aber als der größte Wollüstling bekannt war; und Henriette würde ihn gewiß schon lange von sich entfernt haben, denn auch ihr war sein Charakter nicht unbekannt; allein er war der Bruder von Henriettens Freundin, einem Mädchen wie ein Engel. Sie hatte das beste Herz, das man finden konnte und Henriette konnte in ihren Busen ihre Klagen ausschütten. Täglich war sie bey ihr und aus der Rücksicht mußte sie den Lord schonen und sich freundlich gegen ihn stellen, ob er ihr gleich im höchsten Grade zuwider war.

Auf diesem Balle also war Henriette an der Seite ihrer Friedericke außerordentlich vergnügt, als man plötzlich Feuerlerm hörte. Jedermann glaubte, es sey in dem nehmlichen Hause Feuer, wo der Ball war und suchte sich zu retten. Im Gedränge wurde Henriette nicht nur von Friederiken getrennt, sondern sie büßte auch zugleich eine goldne Uhr, die sehr kostbar war, ein: sie bemerkte den Verlust nicht eher als da sie schon auf der Straße war.

Dieser Verlust schmerzte sie außerordentlich, denn es war ein Geschenk vom Fürsten; doch bald darauf folgte leider ein noch weit größerer! Mann nennte den Ort, wo die Flamme wüthete und zu Henriettens größtem Schrecken war es nahe bey ihrer Wohnung, sie eilte zu Fuße dahin und fand ihr Logis in einen Aschenhaufen verwandelt. Alle ihre Wechsel, ihr noch vorräthiges Geld, Kleider, alles war verlohren; und Henriettens ganzes Vermögen bestund in zwanzig Guinen, die sie bei sich hatte.

Ganz betäubt stand sie da und sahe der wüthenden Flamme zu; sie bemerkte nicht das Gedränge in welchem sie sich befand. Endlich überwältigte sie der Schmerz, sie sank in Ohnmacht und wurde von einigen Leuten aus dem Gedränge getragen. Als sie ihre Augen wieder aufschlug, befand sie sich in den Armen ihrer Friedericke. Diese zärtliche Freundin war ihr von ferne gefolgt, und da sie dieselbe niedersinken sahe, drängte sie sich durch das Volk und lies Henrietten nach ihrer Wohnung bringen. Sie hatte drey Stunden ohnmächtig auf dem Bette ihrer

Freun-

Freundinn gelegen und sie erwachte wieder aus ihrem Todesschlummer, um ihren Verlust desto härter zu fühlen.

Sie erfuhr nun, daß ihre eigne Kammeriungfer Ursache an ihrem Unglück war, denn in ihrer Stube hatte man das Feuer zuerst gesehen, welches so schnell um sich gegriffen, daß man nicht das geringste hatte retten können. Die Kammeriungfer selbst war verschwunden und nie hat man wieder etwas von derselben gehört.

Friedericke suchte nun alle nur mögliche Trostgründe hervor, aber alles war vergebens, Henriette war nicht zu trösten. Doch bewirkte endlich die Zeit, das, was Friedericke mit aller ihrer Beredsamkeit nicht bewirken konnte. Henriette sahe wohl ein, daß sie mit allen ihren Klagen und Jammer ihr Schicksal nicht verbeßerte; bald beschloß sie an den Fürsten zu schreiben, bald wollte sie selbst diese grose Reise antreten, kurz sie war höchst unentschloßen, was sie thun sollte.

End-

Endlich faßte sie den Vorsatz in London zu bleiben und bey irgend einer vornehmen Herrschaft Dienste zu suchen. Sollte ihr aber auch dieses fehl schlagen, so wollte sie sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren, und die eingezogne Lebensart wieder anfangen, die sie auf jenem ruhigen Dörfchen geführt hatte. Sie theilte ihren Entschluß ihrer Friedericke mit, allein diese wußte ihr bald andere Gedanken beyzubringen.

---

Sie besaß nebst ihrer Mutter ansehnliche Güter und Henriette mußte nach langem Weigern endlich ihren Willen erfüllen, und bey Friederikens Mutter bleiben, die sie als ihr eigenes Kind ansahe. Im Schoose der Freundschaft brachte nun Henriette beynahe ein Jahr zu; sie hatte ihr Unglück vergessen lernen und nur selten vergoß sie am Busen ihrer Freundin Thränen darüber, kurz sie durchlebten mit einander die glücklichsten Tage. Diese wurden aber durch Friederikens Bruder, den Lord Barrey, getrübt und endlich gar unterbrochen; ja sie wurden auf eine grausame Art, auf lange Zeit unterbrochen;

chen; und nur eine standhafte Henriette war fähig, sich bey alle diesen widrigen Begebenheiten, aufrecht zu halten. Doch wir wollen im folgenden Capitel hiervon reden, indem wir in diesem ohnedies schon zu viele traurige Begebenheiten haben hinschreiben müssen.

---

## Achtes Capitel.

Hat eben die Ueberschrift wie das vorige.

Friederike hatte von einem reichen Onkel ein sehr schönes Landgut geerbt, es lag zwey Meilen von London und die beyden Freundinnen pflegten sich mehrentheils daselbst aufzuhalten, besonders war ein nahe dabey liegendes Lustwäldchen, der Lieblingsaufenthalt Henriettens. Hier in der stillen Einsamkeit durchdachte sie oft die traurigen Tage, die sie schon durchseufzet hatte, dachte dann auch an ihren Liebling, an ihren Heinrich und weinte, bis sie von ihrer Freundin, die sie überraschte, die zärtlichsten Verweise hören mußte.

An einem schönen Morgen wollte sich Henriette ebenfalls reisefertig machen, indem sie einige Tage in der Stadt zugebracht hatte, aber sie erschrack heftig, als sie einen versiegelten Brief auf ihrem Tische fand. Sie konnte nicht begreifen, wie derselbe hieher

her gekommen wäre, da sie ihr eigenes Zimmer und daßelbe, ehe sie zu Bette gegangen war, fest verschlossen hatte. Sie war also über diesen Vorfall äusserst unruhig und mißvergnügt, und blieb lange Zeit unentschlossen, ob sie den Brief erbrechen, oder was sie mit demselben machen sollte, endlich beschloß sie doch, ihn zu lesen. Sie fand zu ihrem grosen Erstaunen, daß der Brief vom Lord Barvey, Friederikens Bruder war. Sie warf denselben unwillig auf die Erde, trat mit Füßen darauf und wußte nicht was sie that, so aufgebracht war sie; denn sie glaubte nichts gewisser, als daß der Lord selbst in ihrem Zimmer gewesen wäre, und den Brief hingelegt habe, denn sie kannte seinen schlechten Charakter, wie wenig Lebensart er verstünde, und daß er nur seinen Leidenschaften Gehör gäbe. Mit Entsetzen dachte sie dies, und nachdem sich ihr Zorn einigermasen gelegt hatte, trieb sie Neugierde, der allgemeine Fehler des weiblichen Geschlechts, dennoch an, den Brief zu lesen. Sie hob ihn also von der Erde auf, und fand folgende, ihr im höchsten Grad mißfällige Worte darinn:

## Schönstes Kind!

Ihre Reize haben mein Herz verwundet, tief verwundet! Schon oft habe ich Ihnen, die heftige Leidenschaft, die in mir wüthet, deutlich zu verstehen gegeben, aber immer wichen Sie mir aus und schnitten mir jede Gelegenheit, mich Ihnen ganz zu entdecken, ab; nie konnte ich das Glück genießen, Sie allein zu sprechen. Ich wollte meine Leidenschaft besiegen, und gieng deshalb auf Reisen, allein Tag und Nacht verfolgte mich Ihr Bild und ich kehrte mit dem festen Vorsatz nach Hause zurück, zu Ihren Füßen zu sterben; und doch konnte ich keine Gelegenheit finden, indem Sie sich nie von meiner Schwester trennten. Es blieb mir also kein anderes Mittel übrig, als Ihnen schriftlich meine Leiden zu entdecken. Ich habe durch eine gewisse Person den Brief auf Ihren Tisch legen lassen, da Sie schon fest schliefen. Hören Sie also nochmahls das Geständniß meiner Liebe. Bis zum Sterben liebe ich Sie, ja beym ersten Wort, das Sie mit mir sprachen, raubten Sie mir mein Herz. Haben sie also, schönster Engel!

gel! Mitleiden mit mir, und schenken mir Ihre Gegenliebe. Auf einem meiner besten Güter sollen Sie als meine Gemahlin leben; und wenn ich die Erlaubniß meiner Mutter erhalten kann, so soll uns nur der Tod trennen. Doch könnten wir auch ohne deren Einwilligung glücklich seyn. Ich bin :c.

Henriette war über einen solchen frechen Antrag höchst aufgebracht, sie beschloß noch an eben dem Tage das Haus zu verlassen. Sie trauete dem Lord nicht im geringsten, denn sie wußte hundert niederträchtige Streiche, die er ausgeübt hatte, weil er jederzeit das Mittel für das Beste hielt, welches ihm, zu seinem Entzweck zu gelangen, dienlich war, es mochte übrigens so schlecht, so niedrig seyn, als es wollte. Henriette fieng schon an, einige nöthige Wäsche einzupacken, aber mit Thränen that sie es, denn sie war gezwungen, einen geliebten Aufenthalt zu verlassen. Mit Zittern dachte sie an die Trennung von Friederiken, als dieselbe hereintrat.

Mit forschendem Blicke fragte sie Henrietten: Liebste Freundin, was soll das? was bedeuten diese Thränen in ihren Augen? Ein Seufzer war Henriettens ganze Antwort. Sie zeigte Friederiken den Brief und sagte ihr, auf welche Art sie denselben bekommen hätte, zugleich aber entdeckte sie derselben den Entschluß, den sie gefaßt hatte. Friederike schlug, nachdem sie den Brief gelesen, die Hände zusammen: Gott! sprach sie, ein solcher Niederträchtiger ist mein Bruder? Bey diesen Worten fiel sie, in Thränen schwimmend, Henrietten um den Hals und schwur: daß sie dieselbe nicht von sich lassen würde. Sie wollte aber die ganze Sache ihrer Mutter entdecken, welche gewiß solche Anstalten treffen würde, daß dem Lord alle Gelegenheit, ihr zu schaden, abgeschnitten würde.

Wenn sie aber demohngeachtet noch ferner auf ihrem Entschluß beharren, setzte Fricdericke hinzu, so wissen sie, daß ich mich nicht von ihnen trennen werde. Wir wollen auf einem unsrer Landgüter mit einander ruhig leben. Wir wollen, mit Bewilli-

gung meiner Mutter, dies Haus so gleich verlassen, kein Mensch soll unsern neuen Aufenthalt erfahren, als mein Kammermädchen, Luise. Ich bin von ihrer Treue versichert und wir können uns auf ihre Verschwiegenheit sicher verlassen. Wir werden in der Folge sehen, ob Friederike hier wahr geredet hat. Sie brachte es endlich durch vieles Bitten dahin, daß Henriette ihren Vorschlag annahm. Luisen wurde es nun im geheim entdeckt, daß sie mit auf das bestimmte Gut reisen sollte.

Hier war Friedericke zu ihrem und ihrer Freundin Unglück etwas zu rasch; ja diese zu frühe Entdeckung ihres Plans war die Ursache daß zwei der besten Geschöpfe in der Welt weniger wurden. Um die ganze Sache deutlicher einzusehen, müßen wir Luisen etwas näher kennen lernen. Sie war sonst ein gutes Geschöpf, mehr eine Freundin von Friederiken, als ihre Bediente, hatte aber einen sehr leidenschaftlichen Charakter, und war äußerst ehrgeizig und empfindlich. Durch die süßen Worte des Lords Barrey, der ein gutes Ansehen hatte und in der Blüthe sei-

ner Jahre stand, war dem Ehrgeize Luisens geschmeichelt worden. Luise empfand also Liebe gegen denselben und wurde zum Schein wieder geliebt, denn der Lord wußte wohl, daß er an ihr einen sehr geschickten Spion haben könnte, da sie beständig bey Henrietten war. Er betrog sich auch keinesweges in seiner Erwartung, denn sobald man Luisen den Antrag gethan hatte, so erfuhr auch der Lord bey der ersten Zusammenkunft mit derselben, die ganze Sache, ia er erfuhr sogar den Tag der Abreise und den Ort wohin die Reise ging, kurz alles bis auf den kleinsten Umstand.

Lord Barrey stellte sich sehr gleichgültig bey dieser Nachricht. Er verließ Luisen und auf seinem Gesichte war eine teuflische Schadenfreude ausgedrückt. Er beschloß seinen Plan, welchen er schon lange entworfen hatte, nun ganz gewiß auszuführen, und freute sich schon im voraus über den glücklichen Ausgang.

Als Friederikens Mutter von dem Vorgegangenen benachrichtigt wurde, war sie sehr

 wider

von neuem in Ohnmacht sank. Luise war in der größten Bestürzung als die Reuter herzu eileten. Es waren sechs iunge Edelleute, welche sich in dem Walde mit der Jagd vergnügen wollten. Da sie nun den Kutscher gebunden auf der Erde erblickten und aus dem Wagen, Luisens Geschrey hörten, so sprengten sie herzu, um zu helfen.

Sie entsetzten sich über diesen Anblick und leisteten alle nur mögliche Hülfe. Henrietten brachten sie bald wieder ins Leben zurück, aber bey Friederiken waren alle Bemühungen vergeblich. Luise erzählte ihnen indessen mit wenig Worten die ganze Begebenheit, und zeigte ihnen zugleich die Gegend nach welcher Friederikens Mörder geflohen waren. Es iagten auf diese Nachricht sogleich drey von den Edelleuten in den Wald hinein und waren auch so glücklich einen der Mörder in ihre Gewalt zu bekommen, sie schlepten denselben mit an den Wagen, konnten aber nicht das mindeste von ihm erfahren, weder was ihn zu einer solchen schändlichen That veranlaßet hatte, noch auch wer seine Mitschuldigen wären. Gute Worte, Drohun-

gen,

gen, Schläge, nichts konnte ein Geständniß aus ihm bringen. Sie kehrten nun mit dem Wagen wieder zurück in das nächste Dorf, welches dem einen von den Edelleuten gehörte. Dieser gab sogleich Befehl, daß man den mitgebrachten Bösewicht in ein Gefängniß bringen und daselbst genau verwahren sollte. Sodann lies er das ganze Dorf aufbieten und den Wald umzingeln, allein die Vögel waren schon ausgeflogen, und selbst der Gefangene fand ein Mittel, zu entwischen, daß also die ganze Sache verschwiegen blieb. Zwey von den Edelleuten begleiteten Henrietten, welche den Leichnam ihrer Freundin in ihren Armen festhielte, (denn niemand war vermögend sie von demselben zu entfernen) nach der Stadt und in ihre Wohnung, nachdem einer derselben voraus geritten war, um Friederikens Mutter auf diesen schrecklichen Anblick vorzubereiten.

So behutsam man aber auch bey dieser Entdeckung zu Werke ging, so erschrack diese zärtliche Mutter doch so sehr darüber, daß man sie halbtod ins Bette bringen mußte. Es wurde sogleich einer der geschicktesten Aerz-

te

te herbey geholt und dieser verlangte ausdrücklich, daß man der Patientin die Ankunft Henriettens und des Leichnams ihrer ermordeten Tochter verheelen müste. Diese Verordnung wäre auch vielleicht sehr nützlich gewesen, denn die Dame phantasirte schon, aber zum größten Unglück kam sie zu spät. Der Wagen rollte vor das Hauß, hielt still, Friederikens Mutter hörte es und keine Gewalt konnte sie zurückhalten. Sie sprang aus dem Bette, die Treppe hinunter, schrie: Meine Friederike, --- und fiel tod über den Leichnam derselben her. Ein Schlagfluß endigte ihr frommes Leben und vereinigte sie wieder mit ihrer Friederike.

Nun war Henriette die einzige Leidende. Trostlos ging sie auf ihr Zimmer, fiel matt auf ihr Bette und lies ihrem Schmerz freyen Lauf. Sie sahe sich als die Hauptursache von alle diesem Unglück an. Ihretwegen war diese Reise unternommen worden, zwey edle Geschöpfe büßten aus Liebe zu ihr, das Leben ein, und eine bange Ahndung stieg iezt in ihr auf. Sie durchdachte den ganzen Vorfall im Walde, die Meuchelmör-

mörder hatten kein Geld verlangt, sondern nur ihre Person, es war also wahrscheinlich, daß es keine Diebe gewesen waren; ihr Argwohn wurde immer gegründeter. Mit Schrecken dachte sie sich den Gedanken, daß der Mörder Friederikens, entweder ein erkaufter Bösewicht oder --- der Lord, ihr Bruder selbst sey. Alle ihre Glieder bebten bey diesem Gedanken und doch war er höchst wahrscheinlich, denn er war am Tage ihrer Abreise in aller frühe ausgeritten und noch nicht wieder nach Hause, als die beyden Freundinnen wegfuhren, und überdies hatte er schon einigemahl solche Entführungen gewagt, die ihm theils gelungen, theils mißlungen waren, auch hatte er von Natur einen sehr hitzigen und zur Eifersucht geneigten Charakter. Dies alles konnte ihn gar leicht zu dem verwegnen Schritt verleitet haben, da er Henrietten in den Armen einer Mannsperson sahe, nur konnte Henriette nicht begreifen wie, oder von wem er ihre Abreise und den Weg, welchen sie genommen, erfahren habe.

Indem sie in tiefes Nachdenken versunken war, brachte ihr ein Bedienter die Nachricht

richt, daß der Lord Barrey nach Hause gekommen, sogleich aber wieder weggeritten sey, und da er auf sein Zimmer gekommen, so håtten die Schrånke offen gestanden und der Lord habe alles sein Geld mitgenommen. Nun zweifelte Henriette nicht långer, daß der Lord der verworfenste Bösewicht sey. Sie schrieb sogleich an Friederikens jüngern Bruder, der sich bey seiner Mutter Bruder in Rochester befand, meldete ihm die ganze Begebenheit, und ließ die beyden geliebten Freundinnen beerdigen. Sobald sie diese Pflicht erfüllet hatte, verließ sie das Hauß, in welchem sie die glücklichsten, aber auch sehr traurigen Tage durchlebte und miethete sich ein kleines Stübchen, neben einem Gasthof, in der Absicht, sobald sich eine Gelegenheit fånde, in Dienste zu gehen. Lange wartete sie vergebens auf eine solche Gelegenheit. Endlich fand sich eine, aber leider zn ihrem Unglück.

Als sie eines Morgens außerhalb der Stadt spazieren gieng, näherte sich ihr ein sehr schöne, reich gekleidete Dame, die sie sehr vertraulich anredete und sie bat, mit in ihre Wohnung zu gehen. Henriette nahm diese

Auffo:

Auffoderung an, worauf sie in einen Wagen stiegen und dahin fuhren. Die Dame war eine gebohrne Französin. Ein Lord hatte sie während seines Aufenthalts in Paris kennen lernen, wo sie ihn so für sich einzunehmen gewust hatte, daß er sie wirklich heyrathete. Sie kamen beyde nach London, der Vaterstadt des Lords, zurück und im ersten Jahre ihres Hierseyns starb der Lord und hinterlies seiner Gemahlin unermeßliche Reichthümer. Sie wurde bald mit Henrietten einig, daß sie dieselbe als Gesellschafterin bey sich behielt. Es wurden sogleich ihre Sachen aus ihrem alten Quartier geholt und Henriette schätzte sich glücklich eine so gute Gelegenheit gefunden zu haben. Da wir sie in so guten Händen wißen, so wollen wir sie auf einige Zeit verlaßen und im folgenden Capitel unsern Heinrich aufsuchen.

---

## Neuntes Capitel.

### Heinrich macht eine grose Reise.

Wir verliesen unsern Helden auf der Reise nach Deutschland, und wir haben ihn deßwegen so lange verlaßen, weil wir nichts wichtiges von ihm erzählen konnten. Er genoß ein ganzes Jahr lang die ruhigsten Tage, und durchreißte mit seinem Baron einen grosen Theil von Deutschland, ohne daß sich irgend ein merkwürdiger Zufall ereignet hätte. An manchen Orten wo es ihnen gefiel, hielten sie sich lange auf, denn der Baron reißte blos zu seinem Vergnügen. Es schien als ob das Glück unsern Heinrich, sich auf einmahl zu seinem Liebling ausersehen hätte; keine widrigen Schicksale trübten seine Tage, ia er würde ganz glücklich gewesen seyn, hätte nicht Henriette sein Herz gefeßelt gehabt, hätte er nicht von diesem geliebten Gegenstand entfernt leben müßen. Allein er war ungewiß, ob und wo sie lebe und ob er sich mit ihrer Gegenliebe schmeicheln dürfte, oder ob nicht vielleicht

leicht schon ein anderer Glücklicher ihr Herz besäße. Diese Gedanken waren es, welche seine Ruhe störten, sein Glück unterbrachen und ihn bisweilen traurig machten. Nun aber kommen wir auf den Zeitpunkt, wo das Unglück von allen Seiten auf unsern Heinrich losstürmte.

Einige Meilen von Hamburg wurde der Baron krank, verfiel in ein hitziges Fieber, und nach vieler vergeblich angewandten Mühe der Aerzte, wurde er ein Raub des Todes. Dies war für Heinrich ein harter Schlag, seinen Wohlthäter, seinen Freund, mit dem er Jahrelang Glück und Unglück getheilt hatte, verlohr er ietzt, wie traurig, wie niederschlagend mußte dies seinem Herzen seyn. Der Baron hatte ein Testament gemacht, worin er seiner Mutter, oder wenn diese nicht mehr leben sollte, seiner Schwester, wenn sie sich finden würde, (welche man an einem kleinen schwarzen Fleck an der linken Wade, welcher mit Haaren bewachsen wäre, kennen könnte) alle seine Güter; unserm Heinrich aber, als den Retter seines Lebens, seine Beurse und Wechsel, die er

bey

bey sich führte, und die sich auf zwanzig tausend Dukaten beliefen, vermachte.

Nachdem nun Heinrich seinen geliebten Baron, mit aufrichtigen Thränen zur Ruhe begleitet hatte, reißte er nach Hamburg, wo er sich eine Abschrift von dem Testamente machen ließ, das Original aber übergab er dem Stadtrath zur Verwahrung, damit, wenn es etwa einmahl nöthig wäre, daßelbe Heinrichs Aussage bestätigen könnte. Zugleich übergab er einem Freunde daselbst fünf hundert Thaler, um dem Baron von W*** an dem Orte wo er gestorben war, (wenn ich nicht irre, hieß er Bergedorf,) ein Denkmal errichten zu laßen.

Nun war Heinrich wieder sein eigner Herr und noch dazu Besitzer eines grosen Vermögens, er faßte also den Entschluß, die Handlung zu treiben, da er aber hierinn keine Kenntniß besaß, so trat er mit einem rechtschaffnen Mann in Compagnie und machte mit demselben eine Reise nach Indien, wo sie auch nach einer sehr vergnügten Reise glücklich ankamen und sich grose Vortheile

für ihrer Handlung zuwege brachten. Sie rüsteten sich nun, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, bekamen bald einen günstigen Wind und hatten schon die Zeit ausgerechnet, wenn sie ihr Vaterland wieder sehen könnten, aber ihre Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Es war im Rath der Vorsehung beschloßen, daß Heinrich noch lange ein Ball des Schicksals seyn sollte. Zwei Tage nach ihrer Abreise wurden sie von einem barbarischen Seeräuber angegriffen und nach einem harten Gefechte in Feßeln geschlägen und in die schrecklichste Selaverey nach Tunis geschleppt.

Heinrich wurde von seinem Freund getrennt, und bekam einen Herrn, der Tag und Nacht auf neue Martern sann, welche er seinen Sclaven anthun könnte. Täglich sahe man die Opfer seiner Wuth in ihrem Blute liegen, iedem Vorbeygehenden röchelten sie entgegen, daß er sie töden möchte. Von funfzig solchen Unglücksbrüdern, welche Heinrich bey seiner Ankunft fand, war er nach Verlauf von zwey Jahren der Einzige, der der Wuth dieses Unmenschen nicht aufge-

opfert worden war. Aber Heinrich war es auch, der, von der Vorsehung bestimmt, alle die unschuldigen Schlachtopfer an dem Wütrich rächen sollte.

Nachdem Heinrich in ein fürchterliches Loch unter der Erde, mit schweren Ketten beladen, gesperret worden war, so mußte er auf einem harten Strohlager unter dem Winseln so vieler Unglücklichen die Nacht zubringen. Kein Schlaf kam in seine Augen, ohnerachtet seine Glieder wie zerschlagen waren. Er lag fast sinnlos da. Sobald der Tag anbrach, wurde er durch eine schreckliche Stimme aus seiner Betäubung zu sich selbst gebracht, es war der Guardian, der die Hälfte der Sclaven an einander kuppelte und wie die Hunde vor sich her trieb. Heinrich war unter dieser Zahl und das erste Compliment, das ihm dieser, zur Grausamkeit gewöhnte, Peiniger machte, waren ein Paar derbe Hiebe, mit einer fürchterlichen Peitsche. Er wurde nebst den andern nach einem Landgute seines Herrn geführt, wo sie einige wüste Gärten in Ordnung bringen sollten. Dies war in der That noch eine der erträglichsten

Arbeiten gegen die andern, z. E. in Steinbrüchen zu arbeiten und dergleichen. Da der Gartenbau immer eine Lieblingsbeschäftigung Heinrichs gewesen war, als er beym Grafen in Diensten stand, so war er nicht ganz unerfahren in dieser Kunst. Er brachte den Garten durch Hülfe der andern Sclaven bald in Ordnung und hatte das Glück sich dadurch bey Machmuth sehr zu insinuiren. Er bekam sogar die Erlaubniß, sich eine Hütte von Bretern in den Garten zu bauen. Von diesem Augenblick an faßte er einige Hoffnung, seine Freyheit zu erlangen. Er arbeitete unermüdet und schmeichelte sich bey seinem Herrn immer mehr ein. Er legte sich am äußersten Ende des Gartens eine Einsiedeley an, worin er ganze Wochen lang blieb, und nur selten in ienen unseeligen Aufenthalt kam. Eines Abends ging er bey hellem Mondschein im Garten spazieren, in tiefen Gedanken über sein trauriges Schicksal verlohren. Er war, ohne daß er es selbst wußte, bis unter die Fenster des Harems gekommen, wurde es aber nicht ehr gewahr, bis er etwas fallen hörte. Es war ein Apfel, der zu seinen Füßen nieder fiel. Da nun

kein solcher Baum in der Nähe stand, und es ihm also wunderbar vorkam, so hob er denselben auf, zerschnitt ihn ganz von ohngefehr, und ohne alle Absicht. Aber wie erstaunte er, als er ein Papier in demselben fand, worauf folgende Worte, in deutscher Sprache geschrieben waren:

Freund!

Wenn du diese Sprache verstehst und dir deine Freyheit lieb ist, so finde dich morgen an eben dem Ort ein, wo du mehr erfahren sollst.

Heinrich war über diesen Vorfall so erschrocken, daß er höchst unschlüßig war, was er thun sollte. Er brachte die ganze Nacht schlaflos zu. Anfänglich glaubte er, man wollte ihn nur prüfen, auf der andern Seite sahe er aber doch auch deutlich, daß das Billet von der Hand eines Frauenzimmers geschrieben, und was ihn am mehresten wunderte, daß es in deutscher Sprache geschrie-

ben

ben war. Er beschloß also bey sich, der Einladung zu folgen.

Ihm dauerte nun jede Stunde so lange als ein Jahr. Endlich kam der gewünschte Augenblick heran und eine dunkle Nacht begünstigte Heinrichs kühnes Unternehmen. Mit bebendem Herzen begab er sich an den Ort, wo er gestern den Apfel fand. Ein Papier an einem Faden, aus dem Fenster des Harems herabgelaßen, bestätigte seine Meynung, daß entweder eine Unglückliche von ihm Hülfe verlange, oder daß eine heftige Leidenschaft sie zu diesem gefährlichen Schritt reize. Er nahm also das Papier auf und eilte damit nach seinem Behältniß. Unruhig erwartete er den Tag, um das was auf dem Papier stände, zu erfahren und kaum fing der Tag an, die erste Dämmerung über die Erde zu verbreiten, so stillte Heinrich seine Neugierde und las zu seinem grosen Erstaunen folgende traurige, für ihn aber zugleich auch freudige Worte:

## Lieber Freund!

„Aus deiner abermahligen Erscheinung an dem bewußten Orte, merke ich, daß dir die deutsche Sprache nicht unbekannt ist, ia eine geheime Ahndung saget mir, daß du selbst ein Deutscher und also mein Landsmann bist, und desto eher erwarte ich von dir Hülfe und Beystand in dem grosen Unternehmen das ich vorhabe. Es ist nicht blos Sehnsucht nach der Freyheit, ob dies gleich ein sehr edles Gut ist, nein, sondern Haß, Rache und Verzweiflung sind vielmehr die dringenden Beweggründe, die mich zu diesem gefährlichen Schritte reizen. Höre zu dem Ende mit wenig Worten meine traurige Geschichte:

Ich bin in einer Provinz Deutschlands gebohren. Mein Vater büßte bey meiner Geburt das Liebste, was er besaß, ein, indem er eine zärtliche Gattin verlohr, welche er über alles liebte. Trostlos über diesen Verlust nahm er eine Amme für mich an und liebte mich, als die einzige Frucht seiner Liebe, zärtlich. In meinem zweyten Jahr unternahm mein Vater eine Reise nach Indi-

en

en, um sich von dem für ihn so traurigen Orte zu entfernen. Es gelang ihm auch. Im Gewühle der Geschäfte lernte er nach und nach sein Schicksal ertragen und beschloß zugleich hier sein Leben zu beschliesen. Er wendete nun seine ganze Sorgfalt auf meine Erziehung, aber ich hatte das Unglück ihn in meinem achtzehnten Jahre zu verliehren. Er starb an einem Schlagfluß und hinterließ mir ein groses Vermögen. Dies und besonders meine Gestalt, (von der man mir sagte, daß sie reizend sey) verschaffte mir viele Anbeter. Unter allen diesen konnte nur einer mein Herz rühren, der Sohn eines Kaufmanns war es, der den Weg zu demselben fand. Wir entdeckten uns einander bald und in einigen Tagen wollten wir uns auf ewig mit einander verbinden, aber, ach! wir wurden auf ewig getrennt. Mein Bräutigam veranstaltete, um mir ein Vergnügen zu machen, eine Lustfarth auf der See; es erhob sich zu unserm Unglück ein gelinder Wind und trieb uns etwas vom Lande ab und unserm Unglück entgegen. Machmuth kreuzte auf dem Meere mit eben dem Schiff, worauf du dich in Ketten befandest, wie ich nachher erfahren habe, und nahm uns

gefangen. Mein Geliebter und noch sechs andere Personen, die sich widersetzen wollten, wurden ein Opfer seiner Grausamkeit, und vielleicht hätte mich ebenfalls dieses Schicksal betroffen, (welches auch mein eifrigster Wunsch war) wenn nicht einige Reize, die Machmuth an mir bemerkte, zu meinem Unglück ihn für mich eingenommen hätten. Mit Vergnügen würde ich meinen Geliebten gefolgt seyn, da ich iezt die Umarmungen eines solchen Unmenschen erdulden muß. Ich werde sie inzwischen nicht länger dulden. Durch die Hülfe eines Verschnittenen, der der Bruder meines Bräutigams ist, und durch deinen Muth getraue ich mit Rache an unserm Peiniger nehmen zu können. Kurz wir wollen uns retten oder sterben. Wagen wir diesmahl nichts, so wird es uns vielleicht nie gelingen und wir werden unsre ganze Lebenszeit unter dem eisernen Joch der Sclaverey seufzen müßen. Höre demnach unsern Anschlag: In einigen Tagen wird Machmuth auf Räuberey ausgehen, das Schiff liegt schon seegelfertig im Hafen und man wartet nur auf guten Wind um die Anker zu lichten. Da nun morgen die Bedenkzeit aus ist, die mir

Mach-

Machmuth gegeben hat und ich ihm meine Unschuld aufopfern soll, so wird er uns ohnfehlbar auf diesem seinen Landhause besuchen. Ich werde mich stellen, als wollte ich mich ihm ergeben, aber blos in der Absicht, damit ich ihn desto gewißer faßen kann. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich das Blut dieses Barbaren fliesen sehe. Wenn dieses grose Werk wird vollendet seyn, dann ist es deine Sache, mit Hülfe des Verschnittenen, der dir den von Machmuths Blute noch rauchende Dolch bringen wird, den beyden Aufsehern der Sclaven in ihren Betten das Lebenslicht auszublasen, denn diese treuen Diener müßen ihrem Herrn auch im Tode folgen und dann mußt du alle Sclaven in Freyheit setzen. Von allen diesen Unglücklichen wird uns nicht ein einziger seinen Beystand, bey dem was wir etwa noch auszuführen haben, versagen, es ist, wie ich ganz gewiß glaube, allen gleich viel daran gelegen, ihre Freyheit zu erlangen. Sie werden uns mit Vergnügen folgen, wenn sie hören werden, daß die Stunde ihrer Rettung gekommen ist und sie von der Grausamkeit des Tyrannen befreyet werden sollen. Uebrigens wird bey unserm Un-

ternehmen alle Behutsamkeit nöthig seyn, denn der geringste Argwohn kann uns allen den schrecklichsten Tod zu ziehen. Keine freudige Miene darf man an uns wahrnehmen. Besonders ist Machmuth gegen dich sehr mißtrauisch, er hält dich für einen unternehmenden Kopf und läßt dich bey aller der Freyheit, die er dir gönnet, genau beobachten. Du kannst dich dem Verschnittenen ganz überlaßen. Gut wäre es, wenn du einen herzhaften Sclaven, durch irgend einen Vorwand in dem Garten behalten könntest. Sey tapfer! Nächst der Freyheit erwartet dich ein groser Lohn''.

Adelaide.

Wie versteinert stand Heinrich an der Thüre seiner Hütte, indem er grade zu einer Zeit, wo er noch nicht die geringste Aussicht hatte, seine Freyheit zu erlangen, derselben so nahe war, wenn nehmlich der Anschlag glücklich ausgeführet würde. Er beschloß also, mit Muth dieß grose Unternehmen zu wagen und sollte es auch mit Ver-

lust

last seines Lebens seyn. Kaum hatte er das Papier in die Erde verscharret, um nicht entdeckt zu werden, als Machmuth in den Garten kam und sich über seinen Fleiß verwunderte. Er war eben bey guter Laune; indem er sich schon auf das Vergnügen, das er bey der schönen Sclavin geniesen sollte, freuete. Er lobte sogar unsern Heinrich, (welchem er den Namen Selim gegeben) wegen seiner Geschicklichkeit. Heinrich wollte diese Gelegenheit nicht ungenützt vorbeygehen lassen, sondern bat um seine Freyheit, allein Machmuth antwortete: Beym Mahomet, wäre ich nicht ein Thor, wenn ich dir die Freyheit gäbe, nein, lieber will ich vier andern Hunden die Freyheit schenken, als dir! Ich will mich deiner Geschicklichkeit so lange bedienen, bis sie mir nicht mehr neue Vergnügungen verschaffen kann. Dies war nun wohl keine tröstliche Nachricht für den armen Heinrich, aber desto mehr befestigte sie seinen Vorsatz, alles zu wagen, es möchte ausschlagen wie es wollte. Er war dem Tode auf allen Seiten nahe, denn er kannte die Grausamkeit seines Herrn. Er stellte sich also, um denselben zu hintergehen, als ob

er sich ganz ruhig seinem Schicksal unterwürfe, sahe aber schon im Geiste, diesen Barbaren im Blute schwimmen, und bat ihn, er möchte ihm einen Gehülfen geben, weil er eine Arbeit vor sich habe, die er nicht allein verrichten könnte. Machmuth verlies ihn und gab sogleich Befehl, daß man zwey Sclaven in den Garten schicken sollte. Man darf sich hier nicht wundern, daß ein Tunese mit einem Deutschen ein so langes Gespräch geführet hat, denn der erstere hatte von einer Sclavin die französische Sprache zu seinem Vergnügen gelernet und Heinrich redete dieselbe ebenfalls sehr gut.

Der Befehl Machmuths wurde sogleich erfüllt. Aber wie erstaunte Heinrich, als er seinen Handlungsfreund, den Kaufmann, mit dem er war gefangen worden, erblickte, er nahm denselben, so wie auch den andern Sclaven, der ein Italiäner war, mit sich in seine Hütte, umarmte seinen Freund und fragte: Ob sie wünschten ihre Freyheit zu erlangen? Da beyde es mit Seufzen beiaheten, so fragte sie Heinrich, um sie auszuforschen, weiter: Ob sie auch etwas zu Erlangung der-

sel-

selben beytragen würde, wenn Gefahren damit verbunden wären? Beyde entdeckten ihm nun ihre ganze Gesinnung. Sie sagten ihm, daß sie gewiß das äußerste wagen würden, ja sie wollten lieber sterben, als länger in diesem Elende schmachten, da sie zumahl wüßten, daß sie gewiß bald durch Machmuths Grausamkeit ihr Leben einbüsen müßten. Heinrich umarmte sie, und wollte ihnen so eben den ganzen Entwurf mittheilen, als sie Befehl erhielten, einen von den Sclaven auf ein Bund Stroh zu binden, und nun mußten zwey von ihnen mit einem dicken Schiffsseil auf diesen Unglücklichen schlagen. Machmuth stand dabey und hörte mit lachender Miene das Winseln des Unglücklichen, ja er lies nicht eher aufhören, bis derselbe vor seinen Augen starb. Sein ganzes Verbrechen war, daß er von einem Korbe Aepfel, welche er ins Magazin tragen mußte, einen aß.

Als diese schreckliche Scene vorbey war, giengen sie wieder zu ihrer Arbeit, und da sie sicher waren, entdeckte Heinrich seinem Freund und dem Italiäner, welcher Corsini

hieß,

hieß, die ganze Sache. Diese umarmten ihn und nannten ihn schon ihren Retter. Sie schwuren, ihm in allen zu folgen und so lange als noch ein Tropfen Blut in ihren Adern rollte, würde er sich auf ihren Beystand verlassen können.

Unter dergleichen Gesprächen war der Tag verstrichen und sie mußten sich trennen, indem iene in ihre Höhle mußten, Heinrich aber blieb in seiner Hütte und erwartete mit Zittern die Stunde, zu welcher er gestern den Brief empfangen hatte. Als sie endlich heranahete und es ganz finster war, gieng er im Garten auf und ab, als ihn iemand umfaßte. Er wäre beynahe vor Schrecken umgesunken, wenn man ihn nicht sogleich in französischer Sprache angeredet hätte: Selim fürchte dich nicht, ein, dir unbekannter Freund umarmet dich. Nun kam Heinrich wieder zu sich selbst und erfuhr zu seinem größten Vergnügen, daß es der Verschnittne war. Er sprach ihm Muth ein und sagte: in einer Stunde würde er ihm den Dolch, mit dem Blute Machmuths gefärbt, überbringen, dann sollte die Reihe an die beyden

Sclavenaufseher kommen. Bis dahin sollte er im Garten bleiben und sich ruhig verhalten. Mit diesen Worten verließ er ihn.

Heinrich brachte diese Stunde mit Zittern zu, bald träumte er sich schon in Freyheit, in einen glücklichen Zustande, bald aber fühlte er schon schwere Ketten an seinen Händen, sahe schon sein Blut fliesen. In diesen traurigen Gedanken störte ihn der Verschnittene und überreichte ihm den Dolch, der noch vom Blute des Barbaren rauchte. Auf Selim, rief er ihm zu, der erste Schritt ist gethan! Machmuth hat seinen Lohn empfangen! Wir haben nur noch einige elende Kreaturen niederzustürzen, und wir wollen sogleich zu ihnen eilen. Braucht ietzt euren starken Arm! Sie gelangten nun ohne das geringste Geräusch zum Lager der Sclavenaufseher und mit zwey Stichen wurden beyde ihrem Herrn nachgeschickt. Der Verschnittene nahm ihnen die Schlüssel und befreyete alle Sclaven, deren sechs und zwanzig waren, von ihren schweren Ketten. Diese Unglücklichen fielen vor ihm auf die Knie, und versicherten ihn ihrer Treue, daß

sie ihm bis ans Ende der Welt folgen wollten.

Zu Danksagungen und Aeußerungen der Freude ist es iezt nicht Zeit, lieben Brüder, sagte Heinrich, wir müßen eilen, das angefangene Werk zu vollbringen. Der Anfang ist uns glücklich von statten gegangen, laßet uns eilen, das übrige auszuführen. Sie gingen hierauf in das Wohnhauß. Adelaide, ein in ieder Rücksicht schönes Frauenzimmer, warf sich in Heinrichs Arme, nennte ihn ihren Retter, dankte ihm in den verbindlichsten Ausdrücken, und bedeckte seinen Mund mit Küßen.

Hier liegt endlich das Ungeheuer, sagte sie, in einem Zustande in welchem ich ihn schon lange gewünscht habe. Mein Geliebter, schrie sie, komm und sieh dies Blut fließen, du bist an deinem Mörder, an dem Barbaren gerochen. Nachdem sich ihre heftigen Regungen etwas gelegt, so war es eines der vorzüglichsten Geschäfte, vier Verschnittne in Verwahrung zu bringen, welche Diener der übrigen Frauenzimmer waren, denn diese

hät=

hätten leicht die ganze Sache zu nichte machen können. Muley (so hieß der Verschnittene, durch deßen Hülfe sie iezt frey waren) brachte unserm Heinrich einen mit Diamanten besetzten Säbel und sagte zugleich, daß er denselben zu einem neuen Blutbade würde gebrauchen müßen, nehmlich die vier Verschnittenen in die andere Welt zu schicken.

Heinrich empfand bey diesem Antrag einen innerlichen Widerwillen. Beym Anblick, des in seinem Blute schwimmenden Machmuths hatte sich seine Wuth gelegt. Da er also iezt ruhiger war, so sahe er die Hinrichtung dieser vier Unglücklichen mit dem größten Abscheu an. Muley merkte bald was in seinem Herzen vorgieng.

Was für ein unzeitiges Mitleiden, sagte er, hält euch auf, wollt ihr lieber euch und uns alle dem grausamsten Tode unterwerfen, um vier Schelme zu schonen, deren Tod uns allein in Sicherheit setzen kann! Versparet dieses Mitleid bis zu einer andern Zeit, weil es iezt unser Untergang seyn würde und las-

set uns vielmehr eilen, den letzten Streich zu wagen.

Heinrich mußte sich also in die Zeit schicken, doch bat er, wenn es möglich wäre und es sich in der Stille thun liese, das Leben dieser Unglücklichen zu schonen. Adelaide setzte ihm den kostbarsten Turban Machmuths auf den Kopf, und nun gingen sie von Muley geführt über einen langen Gang nach dem Frauenzimmern. Sie pochte an die Thüre und kaum hatte sie ein Verschnittener eröfnet, als er sogleich ein gräßliches Geschrey erhob, aber auch in eben dem Augenblick vom Muley niedergestoßen wurde. Heinrich nebst Corsini, dem Italiäner und noch zwey andern Sclaven, drangen in das Zimmer, und da die drey andern Verschnittenen den blutigen Dolch in Muleys Händen sahen, fielen sie wie Furien auf dieselben ein, allein es wurde kurze Arbeit mit ihnen gemacht.

Heinrich glaubte nun das ganze Werk vollendet zu haben, aber die größte Schwierigkeit verursachten noch die Weiber. Muley hatte ihre Thüren geöffnet und sie in ein

Zim=

Zimmer gebracht. Der fürchterliche Anblick der zu ihren Füßen, im Blute schwimmenden Leichen, die blutigen Dolche und Säbel und vorzüglich Adelaide, die mit Blut bespritzet war, dies alles brachte sie in die größte Verwirrung und erfüllte sie mit Schrecken, sie heulten erbärmlich und wurden nicht eher ruhig, bis Muley und Adelaide ihnen gedrohet, daß es ihnen eben so gehen sollte wie den Verschnittenen, wenn sie sich nicht ruhig verhielten. Adelaide blieb bey ihnen; die andern hingegen verliesen sie, um die Reichthümer, die nun in ihrer Gewalt und sehr gros waren, unter sich zu vertheilen und sodann zur Abreise Anstalt zu machen.

Dies war nun noch eine Sache, welche grose Behutsamkeit erforderte. Sie waren zwar von der Stadt entfernt und konnten auf der Chaloupe ans Schiff fahren, (denn Machmuth hatte hier Anker geworfen, um auf seinem Landhause, die Süßigkeiten der Liebe zu schmecken) aber wie sie die, auf dem Schiffe befindlichen, Matrosen hintergehen wollten, dies schlug ihren Muth beynahe nieder, doch mußten sie nun alles wagen.

Muley, dem sie getrost in allem folgen konnten, was er ihnen rieth, fing die Sache also an: Heinrich wurde in einem Bette ans Schiff gebracht und konnte sein Gesicht also wohl verbergen.

Muley gab vor, daß Machmuth, oder vielmehr Heinrich in Machmuths Kleidern einen heftigen Schnupfen habe, und deßwegen die Luft nicht vertragen könnte, da er aber glaubte, daß er bald vorüber gehen würde, so wollte er deßwegen den günstigen Wind nicht versäumen. Da Heinrich auf dem Schiffe war, gab er mit verstellter Stimme, so daß es alle hören konnten, den Befehl: (denn er hatte die türkische Sprache etwas begriffen,) man sollte noch zwanzig Sclaven aus dem Landhauße holen. Achte von denen, welche von ihren Banden waren befreyet worden, waren schon mit auf dem Schiffe, nehmlich Muley, Corsini, der Kaufmann, Adelaide ebenfalls in Sclaven Kleidern und noch drei andere. Durch die Vorsicht des verschlagnen Muleys, wurde alles so veranstaltet, daß man nicht den geringsten Verdacht hegte. Da nun der Wind sehr günstig war,

so

so wurden die Anker gelichtet und sie verließen mit klopfendem Herzen, diesen traurigen Aufenthalt, denn sie wußten noch immer den Ausgang der Sache nicht; wußten nicht ob sie glücklich entkommen würden, oder ob man ihnen nicht nachsetzen und sie zurück führen würde, wo gewiß der schrecklichste Tod ihrer gewartet hätte, doch beschloßen sie in diesem Falle, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Sie setzten inzwischen ihre Reise fort, indem sie sich auf jeden Zufall bereiteten.

---

## Zehndes Capitel.

### Heinrich ist in augenscheinlicher Lebensgefahr.

Unsere Reisenden waren nun in grosen Sorgen, wie sie die auf dem Schiffe befindliche Mannschaft los werden sollten, denn sie wurden von Machmuth gut bezahlt und waren ihm also sehr ergeben, doch fand Muley, der einen sehr verschlagnen Kopf hatte, auch hierzu Mittel. Ein glücklicher Zufall gab ihnen selbst dazu die schönste Gelegenheit. Es erhob sich ein heftiger Sturm, eine völlige Nacht breitete sich über sie aus und die Wellen warfen das Schiff bald in die Höhe, bald liesen sie daßelbe in einen tiefen Abgrund stürzen. Sie verlohren den großen Mast und mußten sich den Wellen ganz preiß geben, doch da sie ein neues festes Schiff hatten, kamen sie diesmahl glücklich, wiewohl sehr übel zugerichtet davon. Der Himmel heiterte sich nach und nach auf und der Sturm legte sich. Sie wußten aber nun zu ihren Unglück nicht, in welcher Gegend sie sich befanden

den, denn sie waren sehr weit verschlagen worden, doch entdeckten sie bald Land und Heinrich, der sich iezt immer kränker stellte, lies die grose Chaloupe aussetzen, um zu untersuchen, was dies für ein Land und ob es bewohnt sey.

Die Ausgeschickten brachten die Nachricht: daß es eine Halbinsel aber völlig unbewohnt zu seyn schiene. Das Schiff wurde hierauf so nahe als möglich ans Land vor Anker gelegt, um es auszubeßern. Heinrich gab Befehl, daß man mit der Ausbeßerung eilen sollte, indessen den geretteten Sclaven nach und nach bekannt gemacht wurde: daß sie sich nicht weit vom Ufer entfernen sollten.

Das Schiff war bald wieder seegelfertig und Heinrich gab nun der ganzen Mannschaf einen Schmauß auf dem Lande, weil sie sobald mit der Arbeit fertig worden wären. Zugleich ertheilte er die Erlaubniß, daß sie auf die Jagd gehen könnten. Nun ging alles nach Wunsche. Die Matrosen hatten Mahomets Gebot übertreten und viel getrunken. Sie entfernten sich in den Wald und

dies war der längst gewünschte Augenblick, wo sie ihre Gäste auf eine gute Art los werden konnten. Wirklich war es auch hohe Zeit, indem sie schon oft gemurret hatten, daß sich ihr Herr gar nicht sehen und sprechen ließe.

Da sie also merkten, daß sich die Jäger weit genug entfernet hatten, wurde ein Zeichen gegeben und diejenigen, mit welchen die Sache abgeredet war, und die sich in der Nähe befanden, begaben sich alle aufs Schiff, und zu ihrem größten Vergnügen fehlte von denen, welche Heinrich befreyet hatte, nur ein einziger. Es war dies nach der Aussage der andern ein sehr gottloser Kerl und es war gut, daß man seiner los war. Von Machmuths Leuten waren noch zehen auf dem Schiff geblieben, die sich aber bald ergaben, da sie sahen, daß sie den Kürzern ziehen würden.

Sie seegelten nun in lauter Freuden fort, diese Freude wurde aber bald in die größte Traurigkeit verwandelt, als sie ein Schiff erblickten, welches mit vollen Seegeln ihnen folg-

folgte. Heinrich der sich nun öffentlich sehen laßen konnte, erkannte es bald für ein barbarisches. Das Schrecken, das auf allen Gesichtern sich verbreitete, wurde noch vermehrt, da sie die rothe Fahne auf dem feindlichen Schiffe wehen sahen, und daraus erkannten, daß für sie keine Gnade zu hoffen wäre. Es war also alles auf dem ganzen Schiff in der größten Bestürzung und nur der Muth und die Stimme eines tapfern Frauenzimmers, nur Adelaide war vermögend sie aus der Betäubung zu reisen. Sie schrie mit majestätischer Stimme: „In der That, meine Freunde, sind wir iezt in einer sehr traurigen Lage, was hilft uns aber unsere Muthlosigkeit? der Tod erwartet uns auf allen Seiten, wir ergeben uns oder nicht, und in ienem Falle gehen wir tausend Martern entgegen. Ich sehe den Bruder Machmuths auf dem feindlichen Schiffe, seine Wuth, seinen Durst nach Christenblut, der nie zu sättigen ist, kennt ihr alle. Sollte es daher nicht beßer seyn, wir stürben den Tod der Helden und verkauften unser Leben um einen hohen Preiß, da wir doch sterben sollen! Folget mir! Ergreift die Waffen! Sterbt als Männer!“ Bey

Bey diesen Worten, die sie mit dem stärksten Feuer aussprach, welches ihre Majestät noch erhöhete, verbreitete sich eine Schaamröthe auf dem Wangen aller, die im Schiffe waren. Beschämt ergriffen alle die Waffen und schwuren, bis auf den letzten Blutstropfen ihre Freyheit zu vertheidigen. Heinrich wurde einstimmig zum Anführer erwählt, und er versprach der Mannschaft, alle Reichthümer, die sie nach erhaltenem Siege auf dem feindlichen Schiffe finden würden, unter sie zu vertheilen. Dies war nun freylich ein Versprechen, welches Heinrich nur durch ein Wunder zu erfüllen im Stande war, doch wir werden sehen, wie die Sache abliefe. Er erreichte inzwischen seinen Zweck. Mit blitzenden Augen steckten sie ebenfalls eine rothe Fahne auf, welches das Zeichen war, daß sie siegen oder sterben wollten, und nun stellten sie sich in Ordnung und erwarteten mit großer Ungeduld das Zeichen zum Angrif.

An Heinrichs Seite stand die grose Adelaide mit dem Degen in der Hand. Alle umarmten sich und sogleich bekamen sie von

dem

dem Feinde eine volle Lage, die ihnen aber wenig schadete. Heinrich lies nun die Hälfte des groben Geschützes, mit Stücken Eisen, Nägeln und dergleichen geladen, auf die Feinde losbrennen und dies that eine solche glückliche Würkung, daß dieselben wie die Fliegen durch einander fielen. Nun wurde auch die andere Hälfte losgefeuert und hierdurch bekam das feindliche Schiff unter Waßer ein beträchtliches Leck, so daß das Waßer häufig hinein drang, worüber alles in die größte Verwirrung gerieth. Die Feinde verstopften die Oeffnung so gut sichs thun ließe und suchten sich nun, nach ihrer Gewohnheit an Heinrichs Schiff anzuhängen, welches man ihnen auch nicht zu verwehren schien, ia Heinrich lies sogar, um sie recht sicher zu machen eine weise Fahne ausstecken, als daß gewöhnliche Zeichen, daß man sich ergeben wollte. Sogleich sprangen über funfzig Feinde über, aber in eben dem Augenblick glückte es, ihr Schiff loszureißen, und Heinrich mit seiner Mannschaft fielen wie die Löwen über die ganz erschrocknen Barbaren her. Bey dieser Gelegenheit that Adelaide Wunder; wo sie sich hinwendete, trennte sie die

Köpfe von ihren Körpern und in kurzer Zeit waren alle diese ungebetenen Gäste niedergemetzelt. Aber nun mußten unsere Flüchtigen einen desto härtern Angriff aushalten. Die Barbaren thaten einen wüthenden Angriff und Heinrich mit allen seinen Leuten wäre verlohren gewesen, wenn nicht der entschloßne Muley die Gefahr abermahls abgewendet hätte.

Die Feinde legten sich nehmlich zum zweitenmahle an Heinrichs Schiff und sprangen alle herüber. Es waren ihrer wenigstens noch hundert Mann. Diese fielen wie die Furien auf das kleine Häufchen ein, welches nur noch aus zwey und dreyßig Mann bestund, denn acht Mann waren beym ersten Angriff geblieben. Bald waren sie auf vierzehn Mann geschmolzen und würden sich nicht lange mehr haben halten können, ja Heinrich war schon im Begrif sich aus Verzweiflung zu ergeben, indem er seinen Freund Muley vermißte, als plötzlich das feindliche Schiff in Brand gerieth. Muley hatte nehmlich, da er kein anderes Rettungsmittel erdenken können, in das feindliche Schiff allerley brennen-

nende Materialien geworfen, und das Feuer hatte schon sehr überhand genommen, als es die Feinde gewahr wurden. Mit einem grossen Geschrey und in der größten Verwirrung sprangen sie in ihr Schiff, der um sich greifenden Flamme Einhalt zu thun. Hier mußten nun viele über die Klinge springen und die Schiffe wurden von einander getrennt. Die Zurückgebliebenen, welche sich beynahe gar nicht wehrten, so sehr waren sie erschrocken, wurden alle niedergehauen. Einige sprangen aus Verzweiflung ins Wasser und wurden wie die Wasservögel auf die Köpfe geschossen.

Heinrich nahm nun mit seinen Leuten das kleine Gewehr zur Hand und schossen unter die, mit Löschung des Feuers beschäftigten Feinde, wodurch sie dieselben äusserst dünne machten, ja es war nun fast alle Furcht verscheucht, als man Adelaiden blaß und mit wankenden Schritten erblickte. Einer von dem feindlichen Schiffsvolke hatte sich versteckt und war mit brennender Lunte schon der Pulverkammer nahe, um das Schiff in die Luft zu sprengen, als Adelaide denselben

noch zu rechter Zeit gewahr wurde und ihm mit einem Hieb den linken Arm vom Leibe trennte, dieser aber gieng auf sie los und brachte ihr einen Stich in die rechte Brust bey, in eben dem Augenblick, da sie ihm den Kopf spaltete. Sie hatte viel Blut verlohren, wankte zitternd daher und sank ohnmächtig in Heinrichs Arme.

Dieser Anblick schlug den armen Heinrich ganz darnieder. Er hatte ebenfalls einige leichte Wunden empfangen und viel Blut vergossen; das Schrecken vermehrte seine Schwäche und kaum konnte er sich aufrecht erhalten und mit Adelaiden in seine Kajüte gebracht werden. Durch die Geschicklichkeit eines von den geretteten Sclaven, der ein Barbiergeselle war, wurde Heinrich bald verbunden und er eilte wieder auf den Kampfplatz, nachdem ihm der Barbier versichert hatte, daß Adelaide ganz ausser Gefahr sey. Hier gab es nun eine neue Arbeit.

Auf Heinrichs Schiff befanden sich noch neun Mann, die Feinde hingegen, welche indessen das Feuer gelöscht hatten, waren

bis auf zwanzig Mann geschmolzen, sie standen auf dem Verdeck und schienen sich zu berathschlagen, ob sie fliehen oder den Feind noch einmahl angreifen sollten. Hier hatte nun Heinrich die schönste Gelegenheit, ihnen den letzten Streich zu versetzen. Er befahl, daß sich ieder an eine Kanone stellen, und auf ein gegebenes Zeichen dieselbe losfeuern sollte, und in dem Augenblick, da dies geschahe, lagen alle Türken gestreckt, so daß nicht ein einziger mehr zu sehen war. Heinrich wußte sich vor Freuden nicht zu lassen. Er flog zu Adelaiden, um ihr die fröhliche Nachricht zu bringen; allein, wie angenehm wurde er überrascht! Adelaide kam ihm mit offnen Armen entgegen. Sie hatte das Freudengeschrey gehört und wollte diese Freude noch durch ihre Gegenwart vermehren, indem ihre Wunde gar nicht viel zu bedeuten hatte.

Gott Lob, sprach sie, daß wir gerettet sind, die Vorsehung scheint uns bis iezt besonders in Schutz genommen zu haben. Aber es wäre zu wünschen, daß wir schon an dem Ort unserer Ruhe wären, denn die Aussich-

ten sind für uns sehr traurig. Zehn Personen sollen auf einem unruhigen Meere ein Schiff in Ordnung erhalten und keiner von allen versteht das geringste davon, wir wissen nicht, in welcher Gegend wir uns befinden, kurz unsere Lage ist traurig. Doch, lieben Freunde, wir wollen nicht murren, wir wollen unser Schicksal mit Geduld ertragen, die Hand dessen, der uns bis hieher geführet hat, wird uns auch ferner leiten. Jetzt aber lasset uns doch sehen wo unsere Feinde sind.

Sie giengen auf das feindliche Schiff und fanden eine erstaunliche Menge Reichthümer. Heinrich nahm blos den Turban und den übrigen Anzug von Machinuths Bruder, der zum wenigsten vierzig bis funfzig tausend Thaler werth war; alles übrige überlies er seinen Gefährten. Da das Schiff sehr schadhaft war, und im Treffen viel gelitten hatte, so wurde es in Grund gebohrt, nachdem vorher alles, was von einigen Werth war, in ihr eignes Schiff war gebracht worden.

Sie setzten nun ihre Reise ruhig fort, da sie aber ganzer acht Tage eine beständige Windstille hatten, so war ihre Fahrt sehr langsam und verdrüßlich. Adelaide bat also den Bruder ihres Geliebten, den guten Muley um die Erzählung seiner traurigen Geschichte, wie er nehmlich in die Hände Mächmuths gekommen wäre. Er that es mit einigem Widerwillen, denn, sagte er: diese Erzählung wird die noch nicht geheilten Wunden wieder aufreisen, doch könnte er es der schönen Adelaide nicht abschlagen. Er fieng daher seine Erzählung also an --- --- --- Doch dies Capitel mag lang genung seyn! Unser Heinrich ist aus einer grosen Gefahr gerettet, und dies zu erzählen, war unsere Absicht, da wir dieses Capitel anfiengen, wir wollen also zum folgenden schreiten!

## Eilftes Capitel.

### Kann allenfalls überschlagen werden, besonders von den Frauenzimmern.

An ienem unglücklichen Tage (fieng Muley seine Erzählung an) als Adelaide mit meinem Bruder, ihrem damahligen Bräutigam sich auf dem Meere vergnügte, kam ich eben von einer kleinen Reise zurück. Mein Bruder war nicht lange vor mir ausgegangen und ich gieng ans Ufer, aber welch ein schrecklicher Anblick, ich sahe durch ein gutes Fernrohr sein ganzes Unglück. Voll Wuth im Herzen ging ich nach Hause mit dem festen Vorsaß nicht eher zu ruhn, bis ich beyde Unglückliche gefunden und gerettet hätte.

Ich hatte beynahe in allen Städten Handlungsfreunde. Durch diese erkundigte ich mich allenthalben, aber ohne den geringsten Erfolg. Ich machte selbst oft sehr weite Reisen, wenn ich nur den kleinsten Schein von

von Hofnung hatte, allein alles war umsonst, und ich gab schon alle Hofnung auf, als ich aufeinmahl zu meinem grosen Schrecken, die fürchterlichste Nachricht erfuhr. Ein Freund aus Konstantinopel, der mit mir auferzogen worden war, iezt aber als Renegate sich daselbst niedergelaßen hat, schrieb mir folgenden Brief:

## Theurer Freund!

Neulich schriebst du mir, daß dein Bruder Adelaiden geheyrathet hätte. Adelaiden --- --- ach! wie wallt mein Blut, wie schlägt mein Herz, wenn ich diesen Namen nenne! Du weißt wie sehr ich sie liebe; aber iene unglückliche Reise stürzte mich in das größte Elend, aus dem ich mich nicht anders retten konnte, als durch Annehmung des Glaubens, zu dem ich mich iezt dem Scheine nach bekenne. Doch wozu dies alles? Ich beschwere deine Ohren mit Klagen und vergesse darüber den eigentlichen Zweck meines Briefs.

Vor einiger Zeit gieng ich an dem Hafen spatzieren, als eben ein tunesisches Schiff in denselben einlief, um hier einige Zeit auszuruhen. Wie versteinert stand ich da, als ich ein zum Bewundern, schönes und mir bekanntscheinendes Frauenzimmer erblickte. Gott es war Adelaide! Ich folgte derselben, in Hofnung sie zu kaufen, allein bey näherer Erkundigung erfuhr ich, daß ein gewisser Machmuth ihr Herr wäre. Dieser ist wegen seines Reichthums, besonders aber wegen seiner Grausamkeit in der ganzen Türkey bekannt. --- O arme Adelaide dachte ich, du wirst nach Tunis geschleppt, wo gewiß traurige Tage deiner warten! Trostlos kehrte ich nach Hause zurück, indem mir nun alle Hofnung zu Adelaidens Besitz zu gelangen, gänzlich benommen ist. Wenn es dir möglich ist, so melde mir bald, wie das liebe Geschöpf in die Hände dieses Grausamen gekommen ist. Ich bin ꝛc.

Dies war für mich die schrecklichste Nachricht, die ich erhalten konnte. Ich liebte meinen Bruder und beschloß, ihn zu befreyen, indem ich ihn noch am Leben glaub

te. Ich reißte sogleich nach Constantinopel zu meinem Freund, der mir die traurige Nachricht gemeldet hatte, und nachdem ich ihm meinen Entschluß bekannt gemacht, so konnte ich ihn von dem Vorsatz, mit mir zu reisen, nicht abbringen. Da er ein Renegate war, so fand er bald Mittel unser Vorhaben auszuführen, wie ich sogleich erzählen werde.

Wir kamen in Tunis an, und nach langem vergeblichen Suchen erfuhren wir Adelaidens Aufenthalt, aber auch zugleich den schmählichen Tod meines Bruders. Von gerechter Wuth entflammt, faßte ich nun den thörigen Entschluß, Adelaiden zu retten, und das Blut meines Bruders zu rächen. Es schiene auch in der That alles zu meinem Vortheil zu seyn. Durch grose Geschenke brachte ich den Verschnittenen, der Adelaiden bewachte; auf meine Seite. Ich ließ ihm durch meinen Freund tausend Piaster versprechen, wenn er mir Adelaiden in die Hände liefern würde. Er nahm dies Anerbieten an und wir schmeichelten uns schon eines glücklichen Ausganges. Dem

Scheine nach gieng alles recht gut für uns, wir wurden sogar des Nachts in den Garten geführt. Lange warteten wir mit klopfendem Herzen; endlich kam der Verschnittene, aber allein! Jetzt hätten wir unserm Unglück noch entgehen können, wenn nicht zu blindes Zutrauen und Wuth und Rache uns irre geleitet hätten!

Der Treulose, der uns hintergieng, sagte uns, daß wir eine Stunde zu früh gekommen wären. Wir glaubten diesem Verräther und giengen mit ihm einige Schritte fort, als wir plötzlich in eine Grube fielen, welche man zu dieser Absicht hatte machen lassen. Eine Menge Sclaven fiel über uns her, wir wurden mit schweren Ketten belegt und in diesem Zustand vor Machmuth geführet. Was für ein Anblick mußte uns dies seyn! Der Barbar sahe uns mit wilden und triumphirenden Augen an, und aus seinen Mienen konnten wir schon das traurige Schicksal lesen, das unsrer wartete. Voll Verzweiflung, nicht so wohl wegen der Martern, die uns bevorstanden, als vielmehr, daß mein Anschlag entdeckt und zu

nichte

nichte gemacht worden war, rief ich dem Wüthrich entgegen:

„Was säumest du, deiner Wuth genug zu thun? Glaubst du etwa, daß ich mich erniedrigen, daß ich dich, Barbar! um Gnade anflehen soll? Mein Unternehmen verdient den Tod, wohlan! ich erwarte denselben mit Vergnügen, indem mir dein Anblick verhaßt ist. Alle Martern will ich mit lachenden Mienen erdulden, nur schone meines Freundes hier, der kein anderes Verbrechen begieng, als daß er den Forderungen der Freundschaft gehorchte und mir gefolget ist.“

Dein Tod, antwortete der Unmensch mit einem teuflischen Lächeln, ist eine wahre Kleinigkeit; Machmuth wird sich schon für die Beleidigung auf eine empfindlichere Art zu rächen wißen. Hier meine Freunde, fehlen mir die Worte, den Schmerz auszudrücken, den ich iezt empfand. Machmuth lies meinen Freund vor sich schleppen und stieß ihm mit eigner Hand den Dolch in die Brust, dies ist der Anfang, sagte der Tiger

zu mir, das Ende wird noch beßer ausfallen.

Ich wurde bey diesem Anblick vor Schmerz und Verzweiflung meiner Sinnen beraubt, und erlangte den Gebrauch derselben nicht eher wieder, als da ich schon mein Blut von einem grausamen Stahle fliesen sahe. Man hatte mich während meiner Ohnmacht durch eine gewiße Operation aus der Zahl der Männer gebracht. Ich gerieth in die größte Raserey, weil ich bei all meinem Unglück noch verspottet wurde. Ich verlangte den Tod, man verweigerte mir denselben, ia ich ward durch gute Arzneymittel und durch meine abgehärtete Natur zu meiner größten Pein, bald wieder hergestellt, ob ich gleich alles mögliche that, die Kunst der Aerzte an mir zu Schanden zu machen. Ich gelangte indeßen wieder zu meiner vorigen Gesundheit, aber der Hang zum weiblichen Geschlechte verlohr sich, an deßen Stelle aber schlugen Zorn und Rache immer tiefere Wurzel in meinem Herzen. Doch da ich sahe, daß ich mit Gewalt nichts würde aus-

rich-

richten können, so nahm ich meine Zuflucht zur List.

Ich wußte mich gegen Machmuth sehr geschickt zu verstellen und ich erlangte was ich so sehnlich wünschte. Er wurde hintergangen und gab mir die Stelle eines Verschnittnen bey einem seiner Weiber. Ich suchte dieselbe verschiedene mahl zu meinen Gesinnungen zu bewegen; sie war auch nicht abgeneigt, wünschte sogar sehnlich, aus diesem unglücklichen Aufenthalt zu kommen, allein ich konnte ihr nicht diejenige Standhaftigkeit beybringen, welche bey einem so grosen Unternehmen nöthig war und ich gab meine Hofnung beynahe schon ganz auf, als mir ein Zufall, oder vielmehr die Grausamkeit Machmuths selbst, wieder einige Hofnung einflößte.

Meine Gebieterinn unterhielt schon lange mit Machmuths Bruder ein Verständniß. Sie hatten durch Vermittelung des Verschnittenen, der mein Vorgänger war, heimliche Zusammenkünfte zu veranstalten gewußt und ietzt erfuhr es Machmuth. Wüthend

stieß

stieß er dem unglücklichen Frauenzimmer, den Dolch in die Brust und ich würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn ihm nicht in eben dem Augenblick, von einem andern Verschnittenen die ganze Sache wäre erzählt und meine Unschuld wäre dargethan worden. Ich kam also nicht nur glücklich davon, sondern Machmuth wurde so zutraulich gegen mich, daß er mich dieser liebenswürdigen Adelaide übergab.

Dies war ganz wider meine Erwartung, und ich glaube, daß die Vorsehung hier ganz besonders im Spiel war. Denn hätte Machmuth nur einen flüchtigen Blick in das Vergangne gethan, hätte er sich nur der Ursachen erinnert, wie und warum ich in seine Hände gekommen und hätte er zugleich die grose Abneigung, welche Adelaide gegen ihn blicken lies, dazu genommen, so würde er gewiß nicht so thörig gehandelt haben, uns beyden einen solchen genauen Umgang zu verschaffen. Aber genug, seine Grausamkeit sollte ein Ende nehmen, er sollte seinen verdienten Lohn empfangen und er gab mir die Waffen dazu selbst in die Hände.

Adelaidens schon erbittertes Herz nahm an meinem Unglück desto mehr Antheil, sobald ich ihr daßelbe erzählte und sie mich erkannte. Sie hatte durch allerley Kunstgriffe Machmuth zu hintergehen gewußt, hatte aus seinem eignen Munde gehört, daß sie, lieber Selim, ein verschlagner Kopf wären, daß er sie nicht um den theuresten Preiß weggeben würde; daß er aber doch dabey ihretwegen immer in Furcht wäre; daß er Böses von ihnen befürchte, es möchte früh oder spat geschehen; er wolle sie aber, sobald sie ihm keine neuen Vergnügungen mehr verschaffen könnten, schon in eine solche Lage versetzen, daß sie ihm nicht mehr schaden könnten. Dies mußte uns ganz natürlich antreiben, sie zu unserm Gehülfen zu erwählen und um desto mehr mußten wir eilen, unsern Anschlag auszuführen. Wir machten ihnen den ganzen Entwurf bekannt, er ist uns gelungen, der Barbar fiel durch unsere Hände, das Blut meines Bruders, meines Freundes, ia mein eignes Blut ist gerochen und ich will nun ruhig den letzten Tag meines Lebens erwarten. --- Möchte er doch nicht mehr ferne seyn.

Hier

Hier endigte Muley seine traurige Geschichte, die Thränen floßen häufig auf seine Wangen herab, Heinrich und Adelaide weinten mit ihm und schwuren sich einander eine ewige Freundschaft, welche nichts als der Tod zu trennen im Stande seyn sollte. Sie freueten sich schon auf die glücklichen Tage, die sie mit einander durchleben würden, aber, --- weit waren sie noch entfernt diese glücklichen Tage! Eine grose Kluft war noch zwischen ihnen und dem Ziel ihrer Wünsche! Eine fürchterliche Trennung stand ihnen bevor! Da sie sichs am wenigsten vermutheten, erfolgte dieser schreckliche Augenblick und zwar so schnell, daß sie einander nicht einmahl das letzte Lebewohl sagen konnten und nur durch ein halbes Wunder wurden sie wieder vereiniget, wie wir im folgenden Capitel sehen werden.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Ist das kürzeste im ganzen Buche.

Wir wißen aus dem zehnden Capitel, daß acht volle Tage eine grose Windstille herrschte und während derselben mußten unsere Reisenden alle nur mögliche Kräfte anstrengen, um das Schiff nur einigermasen fortzubringen. Wir wißen aus ieder Beschreibung, worin eine Reise zu Waßer beschrieben wird, wie verdrüßlich eine solche Zeit den Schiffenden ist, wir können daher auch leicht auf den Zustand schliesen, in welchem sich Heinrich befand.

Oft saß er den ganzen Tag in seiner Kajüte, in tiefen Gedanken über sein Schicksal versunken. Er sahe noch nicht das Ende von alle den Wiederwärtigkeiten, die er nun schon seit so vielen Jahren erduldet hatte. Seine Liebe zu Henrietten regte sich ebenfals in seinem Busen und verursachte ihm neue Qualen. Nicht beßer ging es den

anderen, nur daß, sie Adelaiden ausgenommen, in Ansehung der Liebe nichts zu klagen hatten. Was ihre Traurigkeit noch um vieles vermehrete, war die Nachricht welche ihnen Muley gab. Er war, wie wir gehört haben, ehedem ein Kaufmann gewesen und hatte viele Reisen gemacht. Er sagte ihnen also, nach seiner Erfahrung, daß eine solche Windstille, mehrentheils ein Vorbothe eines Sturms sey, und sie würden auch bald einen heftigen Sturm auszuhalten haben.

So standhaft sich Adelaide auf der ganzen Reise bewiesen hatte, so kleinmüthig wurde sie iezt, da schon der Himmel sich verdunkelte. Eine gewiße Art Vögel, welche die untrüglichsten Kennzeichen eines herannahenden Sturmes sind, näherten sich dem Schiffe. Jezt wurde es ganz finster, Blitze durchkreuzten sich und der Donner schien mit dem Brausen der Wellen zu wetteifern. Sie mußten gleich im Anfange des Sturmes, das Schiff den Wellen preiß geben und erwarteten iezt alle Augenblicke den Tod, als ein erschrecklicher Stoß sie überzeugte, daß

das Schiff an einen, unter dem Waßer verborgnen Felsen gestoßen und gescheitert sey.

Sie ergriffen nun in der größten Bestürzung, ein ieder das was ihm zuerst in die Hände fiel, das Schiff fing an zu bersten, und die Wellen schlugen über daßelbe zusammen, in eben dem Augenblicke als Heinrich Adelaiden umarmen wollte. Eine Welle riß ihn mit sich fort und wie er in seinen eignen Papieren versichert, so wußte er nicht was weiter mit ihm vorgegangen war; bis er hernach --- doch wir wollen ihn mit dem Sturme kämpfen laßen und uns indessen nach unserer guten Henriette umsehen.

---

Drey=

## Dreyzehndes Capitel.

In diesem Capitel herscht lauter Betrug.

Wir verliesen unsere Henriette in den Händen der Lady N*** die wir schon im achten Capitel dieser Geschichte haben kennen lernen. Glücklich würde Henriette gewesen seyn, wenn sie lange in der Gesellschaft dieser Guten hätte leben können, aber noch glücklicher wäre sie gewesen, wenn sie dieselbe nie hätte kennen lernen. Viele bange Stunden würde sie alsdann nicht erlebt haben. --- Doch wir wollen zur Fortsetzung der Geschichte selbst schreiten und mit der Schilderung zweyer Personen, die uns in diesem Capitel viel zu schaffen machen, anfangen.

Der Bruder unsrer Lady N*** war einer von ienen Müßiggängern, deren es in einer Stadt wie Paris ist, eine grose Menge gibt. Er hatte lange Zeit daselbst vom Spiel und --- andern Einkünften gelebt; denn er

hatte ein Paar rothe Wangen, runde Waden, eine viel versprechende Nase und einen vortrefflichen Wuchs; und wer dieses alles hat, der kann sich leicht solche Einkünfte zu wege bringen. Wer nun nach dieser Erklärung den Gedankenstrich noch nicht versteht, dem sag ich kein Wort mehr. So leicht nun aber solche Quellen sich einem rundwadigten Jüngling öffnen, eben so leicht versiegen sie wieder. Eben so ging es auch unserm Manne. Ehe er sichs versahe, stack er in Schulden, bis über die Ohren und machte einen Spatziergang zum Thore hinaus, von welchem er nicht wieder zurück kehrte. Er kam zu seiner Schwester, der Lady N*** als diese eben an einer harten Krankheit darnieder lag. Aus dieser Beschreibung wird wohl ieder Leser auf den Charakter des Marquis schliesen können.

Henriette bekam sogleich eine sehr nachtheilige Meynung von ihm, da er bey der ersten Zusammenkunft mit ihr, von nichts als von seinen Liebschaften zu sprechen wußte. Er zählte derselben an den Fingern her, wie vielen Männern er einen sehr schönen Haupt-

schmuck aufgesetzt, wie viele Mädchen ihm ihre Unschuld freywillig aufgeopfert hätten, und dergleichen mehr, kurz ehe zwey Tage vergingen war er Henrietten unausstehlich. Wenn sie ihn nur von weitem erblickte, flohe sie schon in ihr Zimmer und doch konnte sie nicht immer seine Gegenwart vermeiden. Bey Tische scheuete er sich nicht, sehr frey zu reden; er sagte Henrietten oft die größten Schmeicheleyen, ia er erklärte derselben sogar seine Liebe, die er gegen sie zu empfinden vorgab. Henriette wurde roth und ging unwillig vom Tische.

Lady N*** gab ihrem Bruder sehr harte Verweise, mußte aber zu ihrem größten Verdruße hören, wie schlecht ihr Bruder dachte, indem er ihr mit der größten Frechheit antwortete: dies wäre wahrlich das erste Frauenzimmer, das ich unbesiegt laßen sollte! Ich werde mir in diesem Falle nichts vorschreiben laßen, ia ich würde mir es für eine Schande rechnen, wenn meine Reize bey Henrietten nichts bewirken sollten, und ich sage dir frey heraus, liebe Schwester, daß ich sie besitzen muß und sollte ich auch das äußer-

ste

ste wagen. Diese Worte preßten der guten Lady Seufzer aus, doch beschloß sie, ihren Bruder genau zu beobachten. Sie rieth ihrer Freundin, in Ansehung des Marquis behutsam zu seyn. So standen die Sachen, als sich die Krankheit der Lady von Tag zu Tag verschlimmerte, bis man sie endlich eines Morgens tod im Bette fand.

Meine Feder ist zu schwach, die Traurigkeit Henriettens zu beschreiben, da man ihr die Nachricht von dem Tode ihrer Freundin brachte. Sie fiel über den Leichnam derselben her und mußte mit Gewalt weggerißen werden. Nachdem sie sich etwas erholet hatte, beschloß sie dies Hauß sogleich zu verlaßen, aber der schlaue Marquis, der ihren Entschluß schon muthmasete, bat sie sehr dringend, denselben zu ändern. Er versprach ihr, sich ganz umzuändern, seine Liebe zu unterdrücken und nie wieder davon zu reden. Er zeigte ihr zugleich eine Schrift, worinn ihm seine Schwester auferlegte, ein gewißes Gut, welches nahe bey London lag, ganz Henrietten zu überlaßen, sie möchte es als eine Vergeltung für ihre Freundschaft ansehen. Das übri-

ge Vermögen sollte der Marquis mit seiner jüngern Schwester theilen. Er begleitete seine Worte mit den heftigsten Schwüren, so daß sich Henriette endlich bereden lies, da zu bleiben, aber nicht länger, bis ihre Freundin zur Ruhe gebracht wäre, dann wollte sie auf dem Gute, welches sie von derselben geerbt hatte, ihre Tage, entfernt vom Geräusche der Welt, zubringen.

Der Marquis schrieb sogleich an seine Schwester, daß sie nach London kommen möchte, und dies ist die zweyte Person, von welcher wir im Anfange des Capitels redeten. Wir brauchen uns mit der Schilderung derselben, die Zeit nicht zu verderben; es ist genug, wenn wir sagen, daß sie das Gegentheil von Henriettens Freundin, der Lady N*** war. Alle Tugenden, die iene in hohem Grade besaß, waren bey dieser nicht nur nicht zu finden, sondern sie besaß an deren Stelle sogar alle Laster, die nur ein Frauenzimmer besitzen kann. Dies zu beweisen, darf ich nur folgendes hinzufügen.

Sie war ohngefehr 24 Jahre alt und hatte auch eben so viel Liebhaber gehabt, als sie Jahre zählte. Keiner von allen diesen konnte sich aber rühmen, sie länger als ein viertel Jahr --- --- gemiethet zu haben. In ihrem sechzehnden Jahr hatte sie das Glück von einem deutschen Edelmann entführt zu werden. Sie verließ diesen in den ersten vier Wochen, um das Hauß zu beziehen, welches ihr ein gewißer Rath gemiethet hatte; und so ging es fort, bis auf die Stunde, wo sie von ihrem Bruder den Brief erhielt. Ein reicher Kaufmann hatte sie damahls im Besitz und sie verließ denselben ohne alle Umstände, nachdem sie ihm vorher noch um einige hundert Dukaten geprellt hatte.

Sowohl die Neugierde, (der gewöhnliche Fehler der Frauenzimmer) als auch die Bitten des Marquis, der sein ganzes Betragen geändert zu haben schien, bewogen Henrietten, daß sie die Ankunft Luisens (so hieß die Schwester des Marquis) erwarten wollte. Da sich diese aber noch um einige Wochen verzog, so schlug der Marquis eine Reise auf Henriettens Gut vor. Diese nahm

den Vorschlag mit vielem Vergnügen an und konnte sich beynahe nicht überwinden, wieder zurück zu reisen, so sehr gefiel ihr die Gegend und alles, was sich daselbst befand.

Kurz nach ihrer Zurückreise nach der Hauptstadt kam endlich Luise an, auf deren Ankunft Henriette sehnlich wartete. Beyde Frauenzimmer empfingen sich sehr freundschaftlich, und versprachen sich eben so zu lieben, wie die Entschlafne und Henriette sich geliebt hatten. Ob dies Versprechen bey Luisen ernstlich war, werden wir bald sehen.

Der Marquis hatte seiner Schwester schon seine Absichten in Ansehung Henriettens geschrieben und sie versprach auch gleich bey ihrer Ankunft, demselben in seinen Vorhaben behülflich zu seyn. Henriette verlangte sehnlich nach der Ruhe ihres friedlichen Dörfchens, denn das Stadtleben war ihr zum Ekel geworden. Sie hatte besonders in London schon so viel Widerwärtigkeiten erleben müßen, daß ihr die Freuden dieser Stadt höchst gleichgültig waren.

Sogleich war der Marquis hierzu bereit. Er lies eine Kutsche anspannen und fuhr allein mit Henrietten (denn Luise stellte sich krank,) nach dem oft erwähnten Gute. Er führte sie in ein Zimmer, welches sie sich zu ihrer Wohnung gewählt hatte. Die Fenster davon gingen in den Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Henriette ging ans Fenster, um sich an der schönen Aussicht zu vergnügen und fuhr erschrocken zurück, indem sie ietzt erst ein starkes eisernes Gitter an den Fenstern bemerkte.

Erschrecken sie nicht Mamsel, redete sie der Betrüger an, und hören sie mir ruhig zu: Ich habe ihnen oft meine Neigung zu ihnen entdeckt, sie wiesen mich aber immer sehr verächtlich ab, ia ich habe die beisendsten Reden und Vorwürfe von meiner Schwester erdulden müßen. Da ich nun sahe, daß auf die gewöhnliche Art, und mit Güte bey ihnen nichts zu erlangen war, so mußte ich zur List und Gewalt meine Zuflucht nehmen. Ich verstellte mich also so viel als möglich, als meine Schwester den klugen Streich machte, diese Zeitlichkeit zu gesegnen; und nun sind

sie in meiner Gewalt und werden sich hoffentlich meinen Forderungen nicht mehr widersetzen.

Verwegner, schrie Henriette, Niederträchtiger, geh mir aus den Augen und betrete dieses Hauß nie wieder. Wer hat ihnen das Recht gegeben dieses Zimmer in ein Gefängniß zu verwandeln!

Ich glaube, antwortete der Marquis ganz gelassen, daß ich keinem Menschen Rechenschaft zu geben habe, von dem was ich in meinem Hause bauen lasse. Uebrigens will ich ihnen aus dem Traume helfen. Das Gut, worauf sie sich iezt befinden, gehört niemanden anders als --- mir zu. Das Testament, das ich ihnen zeigte, war von mir selbst verfertiget und also falsch, meine Absicht war blos, sie dadurch recht sicher zu machen. Sie ist mir gelungen und sie bleiben so lange in meiner Gewalt, bis sie meine Wünsche befriedigen. Sie haben einen Bedienten, dem sie nur befehlen dürfen. Was sie verlangen, wird er ihnen bringen; doch

doch müssen sie sich gefallen lassen, hier in diesem Zimmer zu bleiben.

Mit diesen Worten wendete er sich von ihr, hüpfte zur Thür hinaus, verschloß dieselbe, gab dem Bedienten die nöthigen Befehle und eilte zu den Vergnügungen der Stadt zurück.

Henriette saß inzwischen trostlos in ihrem Zimmer und weinte. Gott! sprach sie bey sich selbst, hast du mich denn ganz zu Leiden bestimmt! Sollen denn meine iungen Jahre unter lauter Thränen dahin fliesen! Die ganze Welt scheint sich gegen mich verschworen zu haben; ieder Bösewicht trübt meine Tage, verfolgt meine Unschuld und höhnt meiner Tugend. Doch deine Wege sind unergründlich! Oft hast du, o Allmächtiger, mich gerettet, wenn ich mich schon verlohren glaubte! Ich will nicht in meinem Elende murren, denn du wirst mich auch iezt retten!

Dies waren täglich Henriettens Gedanken, und sie fand in denselben den größten

ten Trost. Der Marquis kam oft und wiederholte seine Bitte, Henriette aber würdigte ihn keiner Antwort. Endlich fieng er an zu drohen: er wollte Gewalt brauchen, sie in ein fürchterliches Gefängniß sperren; und was er sonst noch alles drohete; allein Henriette war noch immer die standhafte, die sie ehedem war. Eine heimliche Ahndung sagte ihr, daß sie gerettet werden würde. Acht Tage gab ihr der Marquis noch Zeit, wenn sie dann ihren Eigensinn nicht änderte, so würde er zu schärfern Mitteln schreiten.

Mit diesen Worten verlies er sie und Henriette trat ans Fenster und weinte. Von ohngefehr erblickte sie einen Arbeiter im Garten, welchen sie vorher noch nie bemerkt hatte. Er sah bey seiner Arbeit oft nach ihrem Fenster. Schnell drang ein Strahl von Hoffnung in ihr Herz. Sie führte beständig ein Schreibezeug in der Tasche und sogleich setzte sie sich und schrieb auf ein Blatt Papier, (welches sie, in Ermanglung eines andern, aus einem Buche riß,) folgendes:

Mein Freund!

Ich werde hier wider meinen Willen gefangen gehalten! Rettet mich, wenn es möglich ist, --- aber schleunig! So viel in meinem Vermögen steht, will ich euch für diese edle Handlung belohnen.

Sie gieng wieder ans Fenster und winkte dem Arbeiter. Dieser kam sogleich herzu, hob das Blatt, das sie hinab warf, sogleich auf, las es und winkte, vermuthlich um sich nicht zu verrathen, mit der Hand. Ob Henriette gleich seinen Wink nicht verstehen konnte, so sahe sie doch aus seinen Mienen, daß er ihr helfen würde. Es dauerte keine Stunde, so verlies er den Garten und sie sahe ihn nicht eher wieder, als am andern Morgen. Er schien sie gar nicht zu beobachten und ihre Hoffnung verschwand schon wieder. Aber wie angenehm wurde sie überrascht, als man ihr die Speise durch die Oefnung in der Thüre reichte. (Denn der Marquis traute nicht einmahl dem Bedienten, der Henrietten bewachte, ob er ihm gleich iederzeit treu gewesen war, er hatte

also

also ganz allein den Schlüssel zu Henriettens Stube, in der Thür aber hatte er ein kleines Fenster machen lassen, durch welches ihr alles, was sie verlangte, hineingegeben wurde.) Ihre Speise bestand diesmahl aus einem gebratnen Huhn; und bey Zerlegung desselben, fühlte sie etwas hartes. Sie untersuchte es und fand zu ihrer grosen Verwunderung ein Schächtelchen. Sie war unschlüßig, ob sie es eröffnen sollte. Jetzt fiel ihr aber der Arbeiter im Garten ein und zitternd eröffnete sie es, und fand einen Brief in demselben, nebst einer Rolle Bindfaden. In dem Briefe fand sie folgende tröstende Nachricht.

„Sie haben mir gestern eine traurige Nachricht gegeben. Ich bin zwar ein armer Mann und würde für mich allein diese wichtige Unternehmung nicht haben ausführen können, aber durch die thätige Unterstützung eines angesehenen Mannes, der sie ganz glücklich zu machen wünschte, sobald ich denselben das von ihnen geschriebne Blatt, brachte, bin ich in den Stand gesetzt worden, ihnen zu helfen. Diesen Abend um 10 Uhr

lassen

lassen sie den Bindfaden zu ihrem Fenster herunter und ziehen sie sodann die Strickleiter hinauf, die ich an denselben binden werde. Befestigen sie die Stricke gut und steigen getrost herunter, sie werden alsdenn bald gesichert seyn.“

Dies war nun zwar an sich eine gute Sache, aber Henriette war noch nicht willens den Schritt zu wagen. Das Fenster war hoch; wie leicht konnte sie hinunterstürzen und dann wußte sie nicht, wem sie sich in die Hände lieferte. Sie hatte schon so viele falsche Menschen gefunden, sie war also gegen iedermann mißtrauisch, zumahl da sie gar nicht begreifen konnte, wer der angesehene Mann seyn sollte. Sie entschloß sich endlich, lieber in ihrem Kerker zu bleiben, als ein so gefährliches Wagestück zu unternehmen.

Sie gab dem Arbeiter sogleich auf einem Blatt von ihrem Entschluß Nachricht, mit dem Versprechen, iedes andere Mittel anzunehmen, das man ihr vorschlagen würde, indem es ihr ia überdies unmöglich wäre;

durch die eisernen Gitter zu kommen. Der Arbeiter schien mit dieser Nachricht nicht wohl zufrieden zu seyn und Henriette hoffte vier Tage vergeblich auf ihre Erlösung. Endlich am vierten Tage, als sie im Begriff war sich auszukleiden, öffnete man ihre Thüre ganz leise, und der Arbeiter nebst einem Bedienten in reicher Livree traten hinein.

Jetzt ist es Zeit, sagte der erstere, kommen sie, liebes Kind, wir müßen eilen. Henriette nahm ihre besten Sachen mit und folgte ihrem Führer. Als sie vor der Bedientenstube vorüber giengen machte Henriettens Retter die Thüre auf. Sehen sie, sprach er, hier liegen die beyden getreuen Wächter. Ein kleines Schlaftränkgen wird sie bis morgen Abend ruhen laßen; und während der Zeit wollen wir sie schon in Sicherheit bringen.

Nicht weit von dem Gute hielt ein Wagen, der ganz zugemacht war. Der Schlag öffnete sich, Henriette stieg mit ihrem Führer in denselben, der Bediente aber auf den Bock und nun gings über Stock und Stein.

Henriette fühlte nun wohl, daß drey Personen in der Kutsche saßen, und sie brach endlich das Stillschweigen, da man schon eine gute Zeit gefahren war und noch niemand ein Wort geredet hatte.

Lieber Mann, der sie die Gütigkeit gehabt haben, mich aus den schändlichen Händen des Marquis zu befreyen; darf ich denn nicht wißen, wo man mich hinbringt? Es ist bey der ganzen Sache alles so geheimnißvoll zugegangen, daß ich einen kleinen Verdacht nicht ganz unterdrücken kann. Vorzüglich wünschte ich den Mann zu kennen, der meinen Retter unterstützt hat.

Den werden sie kennen lernen, antwortete eine Stimme, die ihr bekannt war, sobald wir in die erste Herberge kommen werden, wo wir den übrigen Theil der Nacht ruhig zubringen wollen. Ich selbst bin der Mann, dem sehr viel daran gelegen war, ihnen die Freyheit zu verschaffen.

Nun wußte Henriette nicht viel mehr, als sie vorher gewußt hatte. Die Stimme

die

die mit ihr redete war ihr einigermaßen bekannt. Sie schwieg, dachte über die Lage, in welcher sie sich iezt befand, nach und bereuete schon den Schritt, den sie gethan hatte. Eine bange Ahndung marterte ihr zitterndes Herz; denn wenn man sie blos retten und, wie man ihr versprochen hatte, glücklich machen wollte, so brauchte man ia nicht so weit zu fahren, und am wenigsten mit solcher Schnelligkeit; ihr Retter konnte sich ia iezt schon zu erkennen geben, wenn er keine bösen Absichten hatte.

Bey iedem dieser Gedanken glaubte Henriette eine Stimme ihr zuflüstern zu hören: Armes Mädchen du bist betrogen, schrecklich betrogen! Sie konnte es endlich nicht mehr aushalten, iedes Glied bebte und sie wollte so eben zu reden anfangen, als der Wagen stille hielt. Henriette wurde aus demselben mehr getragen, als daß sie ging. Man brachte sie in eine Stube und sie bekam niemanden zu Gesichte als den Bedienten, der sie aus ihrem Gefängniß geführt hatte und dieser war so stumm wie ein Fisch. Sie mochte ihn fragen, was sie wollte, so bekam

sie keine Antwort, sondern allemahl verließ er sie schnell.

Nachdem sie etwas gegeßen hatte, legte sie sich mit ihren Kleidern aufs Bette welches in der Stube stand, konnte aber nicht einen Augenblick schlafen, so matt sie sich auch fühlte. Sie durchwachte also eine schreckliche Nacht, die zu ihren Trost nicht lange dauerte, denn 12 Uhr kamen sie an, und 7 Uhr kam der Bediente, um sie zum Frühstück zu wecken. Dieses wurde so geschwind als möglich verzehrt und nun ging es wieder in vollem Gallop zum Dorfe hinaus.

Henriette zweifelte nun nicht länger an einem neuen Unglück, das ihr bevorstünde, da iezt der stumme Bediente allein bey ihr im Wagen saß, einige hundert Schritte voraus aber ritte ein sehr gut gekleideter Herr mit einem Bedienten, der die nehmliche Livree trug, wie ihr Gesellschafter im Wagen hatte, der noch immer stumm war.

So waren sie nun ohngefehr eine Stunde gefahren, als vier Reuter an den Wa-

gen gesprengt kamen, und den Kutscher zu halten befohlen. Der eine von ihnen warf einen flüchtigen Blick auf Henrietten und sprengte mit gespannter Pistole auf den sie begleitenden Reuter, dieser setzte sich sogleich in Positur und schoß seine Pistole auf den Marquis los, (denn er war es selbst,) und fehlte denselben, der Marquis aber hatte ihn beßer gefaßt. Seine Kugel war seinem Gegner in den Unterleib gegangen und er sank vom Pferde. Alles was Füße hatte, sprang hinzu, Henriette aber blieb, ganz erstaunt über das was vorging, in der Kutsche. Man setzte den Verwundeten auf sein Pferd und brachte ihn an den Wagen. Aber wie zitterte iezt die arme Henriette, als sie sahe in weßen Händen sie sich befand! Es war der Lord Barrey. Sie wollte aus der Kutsche springen, da sie ihn erkannte.

Fliehen sie nicht, Henriette, rief ihr der Lord zu, ich bin untüchtig gemacht ihnen zu schaden --- ich fühle, daß dies die lezte Bosheit seyn wird, die ich ausübe, --- das Maas meiner Verbrechen ist voll --- Sie

selbst

selbst wißen viele schändliche Thaten, die ich ausgeübt habe --- sie waren eine Freundin --- meiner Schwester --- Gott! wie fürchterlich, wie schwer fällt dieser Name auf meine Seele --- --- Wohlan Henriette erfahren sie das schreckliche Geheimniß, mein Ende nahet heran --- ich fühle, daß ich bald vor ienen grosen Richter treten soll, daß ich mein Verdammungsurtheil hören soll, --- rüsten sie sich mit Standhaftigkeit, eine schreckliche Nachricht zu hören --- ich --- ich bin --- der Mörder meiner Schwester --- ich hielt sie für eine Mannsperson, als sie auf das Gut fahren wollten, --- der Arbeiter, der sie iezt aus ihrem Gefängniß geführt hat, war mein eigner Bedienter und die ganze Sache war darauf angelegt --- sie in meine Gewalt zu bekommen. Ich bin den weltlichen Gerichten entgangen, aber es erwartet mich iezt ein allwißender und gerechter Richter. Schreckliche Thaten habe ich ausgeübt --- schreckliche Strafen werden mich dafür treffen --- Sie, edle Henriette! habe ich besonders oft sehr beleidiget --- fluchen sie mir Unglücklichen nicht, --- Beten sie für --- --- hier starb er an Henriettens Seite, ehe sie noch das

 Dorf

Dorf erreichten, wo sie die vorige Nacht geschlafen hatten.

Sie konnte nun nicht länger im Wagen bleiben, sie sprang heraus und wollte fliehen, wurde aber von den drei Leuten des Marquis (dem er selbst, sobald er den Lord fallen sahe, ergriff die Flucht, nachdem er vorher seinen Leuten die nöthigen Befehle gegeben hatte) umringt, auf des Lords Pferd gesetzt, da inzwischen die Bedienten des letztern ihren Herrn wieder ins Leben zurück zu bringen suchten. Jene nahmen nun Henrietten in die Mitte und iagten mit verhängtem Zügel fort.

Henriette wußte eigentlich selbst nicht, was sie that, oder wo sie war; sie lies also mit sich machen, was man wollte. Sie erlangte doch wenigstens, durch ihr ruhiges Betragen, daß ihre Begleiter nicht mehr so scharf ritten. Nach einigen Stunden mußte sie absteigen und wurde in ein Zimmer geführt. Sobald sie hinein trat, wachte sie gleichsam auf, sie kam nun aus ihrer Betäubung zu sich selbst und sahe nun wohl, daß sie ---

wie

wieder in ihrem Zimmer auf den Gute des Marquis war. Sie genos zwar iezt einige Freyheit, die sie bey ihrem vorigen Hierseyn nicht gehabt hatte, iedoch wurde sie genau bewacht.

Sie bekam nun auch Gesellschaft, die sie aber lieber gehen als kommen sahe. Es war Luise, die Schwester des Marquis. Anfänglich verstellte sie sich, aber bald zeigte sie ihre niederträchtige Seite. Sie sagte Henrietten die grösten Grobheiten, that ihr sehr schändliche Vorschläge; da sie aber sahe, daß alles nichts helfen wollte, so fing sie an eine andere Rolle zu spielen. Henriette bekam blos Brod und Waßer zu ihrer Nahrung, mußte die unflätigsten Reden hören und wurde täglich mit einem noch härtern Schicksal bedrohet, wenn sie sich nicht dem Willen des Marquis unterwerfen würde. Henriette kehrte sich wenig an diese Drohungen, theils war sie schon im Unglück abgehärtet, theils wußte sie auch, daß der Marquis entfernt war und wegen der Affäre mit dem Lord Barrey, nicht öffentlich erscheinen durfte.

An einem Abend als Luise eben wie eine Furie auf Henrietten loswüthete, kam ein Bedi.nter ganz außer sich gesprungen und schrie Luisen zu, daß sie sich retten möchte, das ganze Haus wäre von Soldaten und Häschern umringt, die sie nebst ihrem Bruder verlangten. Luise wurde todenblaß, alle Rettung aber war unmöglich, denn in ebendem Augenblick traten einige Gerichtspersonen ins Zimmer und führten sie weg, Henrietten aber gaben sie die Versicherung, daß sie völlig frey sey und morgen hingehen könne, wohin sie wolle,

Meine Feder ist zu schwach die Freude zu beschreiben, welche Henriette in dem Augenblick empfand. Eine so plötzliche Veränderung ihres traurigen Schicksals hatte sie nicht vermuthet. Sie hätte gewiß noch denselben Abend den schrecklichen Aufenthalt verlassen; sie wußte aber nicht, wohin sie ihre Zuflucht nehmen sollte. Sie legte sich also ruhig zu Bette. Sie mag eine Zeitlang ausruhen, vieleicht finden wir sie bald in glücklichern Umständen.

---

## Vierzehndes Capitel.

### Heinrich findet gute Freunde wieder.

Heinrich kam nicht eher wieder zu sich selbst, bis ihn die heisen Sonnenstrahlen aus seinem Todesschlummer weckten. Er schlug die Augen auf, blickte um sich herum und sahe zu seinem größten Schrecken, daß er durch und durch naß, ganz allein auf einem grünen Rasen lag. Lange lag er, ohne daß er recht wußte, wie ihm geschehen war. Endlich versuchte er in die Höhe zu kommen, welches er nur mit der größten Anstrengung bewerkstelligen konnte Er ging längst dem Ufer hin, ob er nicht etwas finden möchte, seinen Hunger zu stillen; aber aller Bemühung ohngeachtet fand er weiter nichts als einige Schildkröteneyer. Er nahm diese zu sich und erlangte dadurch wenigstens seinen Zweck, daß er seinen Magen befriedigte.

Nun gieng er etwas Land einwärts, und wie gros war seine Freude, als er die schön-

schönsten Fruchtbäume erblickte. Citronen und Granatäpfel fand er in Menge, genoß derselben eine gute Anzahl und fühlte sich so gestärkt, daß er einen Hügel, der in einiger Entfernung vor ihm lag, ersteigen konnte. Er sahe sich allenthalben um und hielt das Land für eine Halbinsul, allein zu seiner grosen Traurigkeit völlig unbewohnt, überall aber wo er hinblickte sahe er gleichsam ein irdisches Paradies. Früchte von allerley Art ergötzten Gesicht, Geruch und Geschmack, eine Menge Vögel machten ein solches angenehmes Concert, daß er sich nicht satt hören konnte.

Er legte sich unter einen schattigen Baum und durchdachte iezt erst den ganzen Umfang seines Unglücks, er erwachte iezt erst gleichsam aus seiner Betäubung. Die vielen angenehmen Gegenstände, das viele Neue hatte seine Aufmerksamkeit so an sich gezogen, daß er an sein trauriges Schicksal gar nicht gedacht hattte, er war so zu sagen, ohne Gedanken herum gegangen, nun aber empfand er das schreckliche seiner Lage. Er war in einem ihm ganz unbekannten Lande,

allein

allein, von aller menschlicher Gesellschaft entfernt, von seinen Freunden, von seinen Rettern getrennt, aller Hoffnung, iemahls wieder Menschen zu finden beraubt; denn daß ein Schiff hier Anker werfen sollte, schien ihm damahls eine unmögliche Sache. Dies alles zusammen genommen, waren äusserst traurige Aussichten. Es konnte zwar auch das Land bewohnt seyn, aber vielleicht von wilden Völkern, denen er, wenn sie ihn fänden, zur Speise dienen müßte.

Unter diesen und ähnlichen traurigen Gedanken, schlief er, ein und erwachte erst, da es schon heller Tag war. Er fiel auf seine Knie, dankte Gott für die Erhaltung seines Lebens und sättigte sich mit Schildkröteneyern und Früchten. Dies war nun ganzer acht Tage seine Beschäftigung. Nun aber machte er eine angenehme Entdeckung Er stieg eines Morgens auf einen hohen Hügel, auf welchem er sich sehr weit umsehen konnte. Hier sahe er nun abermahls zu seiner grosen Betrübniß, daß er sich auf einer völlig unbewohnten Insul befand; doch wurde er bald wieder aus seiner Traurigkeit gerißen, indem

er ein ihm gegenüberliegendes Land entdeckte, welches er wegen seiner Größe nicht überschauen konnte, und das ihm weit fruchtbarer zu seyn schien, als das, worauf er sich befand. Tag und Nacht sann er nun auf Mittel, wie er hinüber kommen möchte, da es ihm aber nicht möglich war, etwas mit blosen Händen zu verfertigen, so begnügte er sich mit dem blosen Anblick. Täglich gieng er ans Ufer, hohlte sich Schildkröteneyer und sahe traurig hinüber.

Eines Tages sahe er daselbst etwas weises, das sich bewegte, und nachdem er seine Augen scharf angestrengt hatte, glaubte er ein Frauenzimmer zu sehen. Er gab einige Zeichen und zu seinem grosen Vergnügen wurden sie bemerkt, indem er kurz darauf einen Schuß hörte. Nun glaubte er nichts anders, als das Land sey bewohnt, und alle Augenblicke meynte er eine Chalouppe zu sehen, welche ihn abholen sollte. Allein er hofte, leider, beynahe drey Wochen umsonst. Der Schuß wurde täglich zu verschiedenenmalen wiederholt, er sahe auch auf einem Hügel

gel ein beständiges Feuer, aber immer keine Anstalt zu seiner Rettung.

Als er sich nun in der größten Traurigkeit befand, hörte er ein erschreckliches Kanoniren. Es dauerte bis Mittag, wo ihm ein heftiger Knall muthmasen ließ, daß ein Schiff in die Luft geflogen seyn müste. Er wurde in dieser Meynung bestärkt, als er am folgenden Tage eine Menge Leichen und andere Sachen auf dem Waßer herum treiben sahe. Dieser Anblick erinnerte ihn an sein eigenes Unglück, er vergoß häufige Thränen und machte sich selbst und dem Schicksal Vorwürfe. Wie ruhig, sagte er zu sich selbst, hätte ich leben können, täglich konnte ich mich an den Blicken derienigen sättigen, die ich liebte! In ihrer angenehmen Gesellschaft würde mir ieder Tag zu einer Stunde geworden seyn, aber ich Thor verließ diesen angenehmen Aufenthalt, ich stürzte mich selbst in alle die Gefahren, ich selbst lief in mein Unglück hinein.

Während er sich mit diesen traurigen Gedanken beschäftigte, näherte sich dem Ufer

ein Mensch, der sich an einem Brete fest hielt. Heinrich sahe, daß er noch lebte, und mit Ketten gefeßelt war. Theils machte ihm dieser Anblick Vergnügen, indem er doch nicht ganz verlaßen war, sondern iemanden hatte mit dem er sich unterhalten konnte, theils aber gerieth er in noch größere Traurigkeit, daß er abermahls einen Unglücksgefährten sahe, dem er nicht im mindesten helfen konnte, denn es durfte nur ein gelinder Wind kommen und ihn vom Lande entfernen, so war er verlohren. Doch sahe endlich Heinrich zu seiner größten Freude, daß der Unglückliche auf dem Lande schon festen Fuß faßte. Aber wie gros war sein Erstaunen, als derselbe mit offnen Armen auf ihn zu eilte, und ihn bey seinem Namen nennte. Es war der redliche Muley, Heinrichs Freund und Retter aus so vielen Gefahren. Hundert Fragen thaten beyde an einander, ohne eine zu beantworten. Ihre Freude war ohne Grenzen. Nachdem Heinrich seinen treuen Freund mit Früchten etwas erquicket hatte, erzählte ihm dieser folgendes:

„In iener unglücklichen Stunde, als unser Schiff scheiderte, stürzte ich mich mit einem Brete ins Meer. Von dem beständigen Schlagen der Wellen war ich bald so abgemattet, daß ich alle Augenblick des Todes zu seyn glaubte. In diesem erbarmungswürdigen Zustande wurde ich eines Schiffes gewahr, welches mich, da es nahe bey mir vorbey seegelte, bemerkte. Ich wurde aufgefischt, aber statt einiger Erquickung, bekam ich Fußtritte und wurde mit den Ketten belegt, welche ich noch ietzt trage. Ich sahe zu meinem größten Schrecken, daß ich mich unter Türken befand und da ich diese Vögel schon kannte, so überlies ich mich gantz meinem Schmerz. Ich sahe schon das fürchterliche Loch, das bald mein Aufenthalt werden würde, ich hörte schon das Winseln meiner Unglücks Brüder, ich fühlte schon alle die Martern die meiner warteten. Alle Vorstellungen, daß ich ia selbst ein Türke wäre, (denn ich redete ihre Sprache und trug ihre Kleidung,) waren umsonst“.

„In diesem iammervollen Zustande hörte ich, daß sich ein Schiff nähere, welches

man

man angreifen wolle. Ich fiel auf meine Knie und bat Gott, daß er dem feindlichen Schiffe den Sieg verleihen wolle. Ich hörte nach einiger Zeit das heftige Donnern der Kanonen, welches bey sechs Stunden dauerte. Nun erfolgte ein schrecklicher Knall und unser Schiff ward zugleich erschüttert, wie bey einem Erdbeben. Das feindliche Schiff, welches ein holländisches war, flog in die Luft. Ich fing schon an, an meiner Rettung zu zweifeln, als ich auf einmahl ein groses Getöse auf dem Schiffe bemerkte, ia ich spürete ganz deutlich, daß das Schiff im sinken war. Ich kroch auf das Verdeck und sahe schon alle Türken, theils auf Balken und Bretern, theils in der grosen Chalouppe, auf dem Waßer schwimmen. Ich sprang mit meinen Ketten ins Waßer und hielt mich an dem Brete fest, auf welchem ich zu ihnen gekommen bin. Es saß schon ein Türke auf demselben, der aber seiner empfangnen Wunden wegen, gleich darauf tod ins Waßer fiel. Allem Vermuthen nach werden wenig Türken ihr Leben gerettet haben, denn ich sahe selbst, daß die Chalouppe, da sie zu voll war, umschlug. Ich bin bis iezt ein Spiel des Schicksals

sals

sals und der Wellen gewesen und so traurig auch meine Lage ist, so grenzenlos ist meine Freude, da ich sie wiederfinde. Ich wünschte nur, daß es in beßern Umständen wäre."

Die erste Sorge unsrer beiden Freunde ging nun dahin, den armen Sarro (dies war der eigentliche Nahme Muleys, und ich werde ihn in dem fernern Verlauf der Geschichte immer so nennen) die Ketten abzuschlagen. Sie thaten dies mit vieler Mühe und sannen nun gemeinschaftlich auf Mittel, wie sie an das gegenüberliegende Land kommen möchten. Sarro kam bald wieder zu Kräften und nun schleppte er mit Heinrich alles für sie brauchbare, von den am Ufer herumtreibenden Gütern des gestrandeten Schiffes ans Land. Unter allen war ihnen an einer Kiste viel gelegen, die sie ihrer Schwere und Gröse wegen nicht von der Stelle bewegen konnten. Sie arbeiteten also mit Steinen den Deckel los, und fanden in derselben Aexte, Sägen, Hammer und anderes Werkzeug, auch eine Menge Stricke und dergleichen. Dieses waren ihnen alles sehr angenehme Sachen.

Sie

Sie zimmerten sich bald, iedoch mit unsäglicher Mühe ein kleines Boot oder Floß zusammen, indem sie Balken und Breter in Ueberfluß hatten. Kaum hatten sie es fertig, als sie sich söglcich zur Ueberfahrt fertig machten, und Heinrich mußte hier abermahls der Vorsicht Sarros sein Leben verdanken. Sie waren schon in das Boot gestiegen, als Sarro wieder heraussprang.

Wir können nicht wißen, sagte er, wie unsere Fahrt abläuft, auch haben wir ein sehr elendes Fahrzeug, auf das wir uns nicht verlassen können; wir wollen also lieber Vorsicht gebrauchen und uns auf iede Gefahr vorbereiten.

Heinrich mußte ihm folgen und sie schleppten die in der Kiste gefundnen Stricke herbey, befestigten das eine Ende an einen starken Baum, worauf sie in Gottes Namen abfuhren. Heinrich mußte rudern und Sarro knüpfte einen Strich an dem andern fest an. Heinrich glaubte anfänglich, daß diese Vorsicht zu weit getrieben sey, er wurde aber bald seinen Irrthum gewahr. Als sie bey:

nahe

nahe in der Mitte waren, konnten sie sich durch Rudern nicht helfen, sondern ein Strom, den sie vorher nicht bemerkt hatten, riß sie mit der größten Heftigkeit fort. Sie hielten sich beyde an dem Stricke fest und lenkten sich glücklich aus dem Strom heraus, der nach und nach in seiner Gewalt nachließ. Nun zogen sie sich durch Hülfe des Strickes wieder ans Land und dankten Gott für die Erhaltung ihres Lebens.

Sehen sie, lieber Freund, sagte Sarro indem er seinen Heinrich umarmte, iezt wären wir verlohren gewesen, wenn wir uns nicht auf einen solchen Fall gefaßt gemacht hätten.

Sie beschloßen nun einen neuen Versuch zu wagen. Sie zogen nehmlich ihr Fahrzeug an dem Ufer fort, bis sie glaubten, den Strom umfahren zu haben, doch brauchten sie eben die Vorsicht wie das erstemahl. Sie waren auch diesmal mit ihrer Fahrt weit glücklicher und traten ohne den geringsten Zufall ans Land. Sie befestigten ihr Bret, gingen etwas Landelnwärts, und

machten oft ein Geschrey, aber niemand wollte ihnen antworten. Traurig blickten sie einander an, indem ihre Hofnung, Menschen zu finden, schon zu sinken anfieng. Drey Tage war ihr Suchen vergeblich und sie glaubten nichts gewißer, als daß vorher ein Schiff daselbst gelandet, nun aber wieder fort sey. Da aber inzwischen dieses Land weit fruchtbarer zu seyn schien, als die Insul, von der sie kamen, so wollten sie sich hier niederlaßen.

Sie hatten einige Aexte mitgenommen, mit diesen machten sie sich vier Pfähle, rammelten dieselben in die Erde und machten sich ein Dach darüber, indem sie ebenfalls junge Bäume quer über legten und mit grosen Blättern bedeckten. Sie machten sich von Laub ein Lager und lebten von Baumfrüchten und Schildkröteneyern. Des Tages über gingen sie aus, doch ohne daß sie sich trennten, ob sie nicht einige Entdeckungen machen könnten. Als sie am fünften Abend ihres Hierseyns nach Hause kamen, fanden sie zu ihrem grosen Erstaunen eine silberne Schüßel mit einer frisch gebratnen Hammelkeule, nebst einer

einer andern Schüßel mit Weintrauben, auch lag eine gute Portion Brod dabey, welches aber mehr einem Stücke Kuchen ähnlich sahe. Beyde sahen einander erstaunt an, und wußten nicht ob sie sich nähern, oder ob sie fliehen sollten, doch der gute Geruch, Appetit und Hunger machten sie bald sicher. Sie verzehrten den Braten beynahe ganz, und beschloßen, das durch List zu erfahren, was sie durch ihre vielen Bemühungen nicht erfahren konnten.

In einiger Entfernung von ihrer Hütte versteckten sie sich in einen dicken Busch und lauerten hier den ganzen Tag vergeblich, bis endlich gegen Abend ein alter Mann, auf eine sehr poßierliche Art gekleidet, mit Proviant anmarschirt kam. Er hatte ein groses Schwerd an der Seite, zwey Pistolen im Gürtel und eine Flinte auf der Achsel. Seine Kleidung bestand grosentheils aus einem ganzen Stück. Sein silberweißes Haar flößte ihnen Ehrfurcht ein. Er setzte die Speisen an eben den Ort hin, wo dieselben am vorigen Abend gestanden hatten und schlich sich wieder weg. Sarro folgte ihm von fer-

ne nach und kam bald freudig wieder zurück gesprungen.

Lieber Freund, rief er Heinrichen entgegen, freuen sie sich, wir sind nicht ganz verlaßen! Ich habe eine Entdeckung gemacht, habe Menschen gefunden und wo ich nicht irre, eine Person, die sie kennen und der wir viele Verbindlichkeit schuldig sind. Ich habe ihre Wohnnng, so versteckt sie auch ist, dennoch ausgeforscht. Morgen wollen wir sie besuchen und ich weiß gewiß, wir werden gut aufgenommen werden.

Dies hieß Heinrichs Neugierde aufs höchste treiben. Alle seine Fragen waren umsonst, sein Freund blieb unerbittlich.

Laßen sie sichs ietzt wohl schmecken, sagte er. Ich könnte mich auch in der Person irren, dann würde ich nur ein trauriges Andenken wieder erneuren, irre ich mich aber nicht, so ist dann die Freude und das Vergnügen desto größer.

Hein-

Heinrich mußte sich also damit begnügen laßen, sie hielten eine gute Mahlzeit und schliefen so ruhig, als sie lange nicht geschlafen hatten; und wir, lieben Leser, wollen uns ebenfalls zur Ruhe begeben und morgen, sobald der Tag anbricht, ein neues Capitel anfangen.

## Funfzehndes Capitel.

### Das Kleeblatt wird wieder vollständig.

Kaum hatte die Sonne ihre ersten Strahlen über unsere ruhig schlafenden Freunde gegoßen, so verliesen sie ihr Lager und Sarro führte seinen Heinrich durch eine enge Oeffnung eines Felsens. Nachden sie einige 40 Schritte im dunkeln gegangen, wurde es auf einmahl ganz helle, und sie sahen eine Ebne vor sich liegen, welche sie ganz bezauberte. Citronen- und andere Fruchtbäume standen an einigen Orten in einer regelmäßigen Ordnung, an andern aber so wie sie die Natur hervor gebracht hatte. Am Ende einer Allee sahen sie eine geräumige Wohnung. Sie war von Balken und einer glänzend weisen Erde gebaut. Sie gingen darauf zu, fanden die Thüre offen, gingen hinein und hörten zu ihrem grosen Erstaunen, in einem Zimmer, dessen Thür verschlossen war, eine weibliche Stimme in einer deutschen Bibel lesen, und eine starke männliche Stimme mach-

machte bisweilen einige Anmerkungen. Nachdem sie beynahe eine Stunde zugehöret hatten, eröffnete sich die Thüre und der Alte, der ihnen das Eßen gebracht hatte, kam ihnen mit einem heitern Gesichte entgegen und redete sie also an:

Seyd mir willkommen edle Fremdlinge, ein widriges Schicksal hat euch vermuthlich an diese Insul geführt. Aus der Beschreibung einer gewißen Person, kenne ich euch schon als liebenswürdige Jünglinge. Ich habe aber alle eure Schritte beobachtet, von der Stunde an, da ihr diese glückliche Insul betratet und es hat mich blos, theils die Neugierde, eure Geschichte vorher erst ganz zu wißen, theils aber auch eine gewiße Behutsamkeit, die den Menschen so nöthig ist, dahin gebracht, daß ich mich nicht eher entdeckt habe. Ich habe gestern gar wohl bemerkt, daß mir der eine von euch nachfolgte, auch heute sahe ich euch beyde zu meiner Wohnung kommen, ihr werdet es mir aber verzeihen, daß ich mich in meiner Andachtsübung nicht habe stöhren laßen. Jetzt kommt herein und lernet eine Person kennen, oder un-

unterhaltet euch vielmehr mit einer liebenswürdigen Person, deren angenehmen Umgang ihr so lange habt entbehren müßen".

Mit diesen Worten führte er sie in sein ordentliches Wohnzimmer und ehe sich Heinrich noch recht umsahe, befand er sich in den Armen Adelaidens. Wie angenehm war die Ueberraschung! Sarro hatte sich keineswegs in seiner Meynung betrogen. Lange hielten sie sich in Armen, als ihr edler Wirth sie anredete:

Lieben Kinder! ihr vergeßt über eurer grosen Freude Eßen und Trinken; werdet erst ein wenig ruhig und nehmet mit meiner geringen Kost vorlieb, dann wollen wir eines schwatzen. Ihr könnet euch einander eure Geschichte erzählen, ich aber will einem ruhigen Zuhörer dabey abgeben. Sie folgten seinen Ermahnungen; und wurden mit den niedlichsten Speisen bewirthet.

Nach dem Eßen führte der Greis seine Gäste in sein sogenantes Sommerhauß. Hier hatte man durch eine lange Allee von allerley

Gewürzbäumen die herrlichste Aussicht aufs Meer und auf allen Seiten konnte man die Insul übersehen, ausgenommen wo der Eingang durch den Felsen war, denn dieser war sehr hoch. Nachdem sie sich einander die Art und Weise erzählet hatten, wie ein iedes aus dem Schiffbruch gerettet worden war, so liesen sie ihrem gütigen Wirth keine Ruhe, bis er ihnen ebenfalls seine Geschichte erzählte. Er that es mit einigem Widerwillen.

Denn, sagte er, einen grosen Theil meiner Lebenstage, habe ich als ein Niederträchtiger durchlebt und ich fürchte, lieben Kinder, ihr werdet mich verabscheuen, wenn ich euren dringenden Bitten nachgebe und euch meinen Lebenslauf erzähle, doch will ich eure Bitten erfüllen und will nichts verschweigen. Vieleicht wird ein treues und aufrichtiges Geständniß meines lasterhaften Lebens, euch einiges Mitleid gegen mich ablocken, zumahl wenn ihr hören werdet, wie hart ich dafür gezüchtiget worden bin. Höret demnach meine traurige Geschichte.

---

## Sechzehndes Capitel.

### Geschichte des Sürley.

Den Ort meiner Gebnrt, lieben Kinder kann ich euch nicht angeben, eben so wenig weiß ich, wer meine Aeltern waren, sondern ich bin beständig, so weit ich zurück denken kann, bey einem gewißen Baron von W*** in Deutschland, auf dem Dorfe W*** gewesen. Ich wurde zugleich mit dem einzigen Sohn deßelben erzogen, doch so daß man es mir immer merken ließ, daß ich nicht zu dieser Familie gehörte. Ich hatte mich durch eine natürliche Munterkeit in der Gunst meines Wohlthäters festgesetzt und der junge Baron liebte mich wie seinen Bruder. So verfloßen achtzehn Jahre, in welchen nichts merkwürdiges vorfiel. Nun sollten wir beyde, einige Jahr auf eine Akademie und dann auf Reisen gehen.

Mit zwey Bedienten und guten Wechseln gingen wir nach Leipzig. Hier brachten

ten wir das erste Jahr sehr angenehm zu, wir hielten und besuchten Gesellschaften, Bälle und dergleichen, dabei aben vergaßen wir immer den Zweck unsers Hierseyns nicht. Im Anfange des zweyten Jahres machte mein guter Baron, Bekantschaft mit einer Dame. Sie war reizend, von vornehmer Geburt und besaß grose Reichthümer. Bey einer Schlittenfahrt hatte sie der Baron kennen lernen. Er erhielt die Erlaubniß, sie zu besuchen und diese Besuche, die denn oft wiederholt wurden, zogen der Geliebten des Barons gewiße Veränderungen ihres Körpers zu, die bald so merklich wurden, daß sie nicht länger verborgen gehalten werden keonntn.

Wir brachten Luisen, (so hieß dies Frauenzimmer) einige Meilen von Leipzig in Sicherheit und der Baron besuchte sie wöchentlich wenigstens einmahl. Wir erfuhren nun zu unserm Schrecken, daß Luisens Vater aus Gram gestorben sey und einem weitläufigen Verwanden sein ganzes Vermögen vermacht habe, ia er hatte sich hieran nicht begnügen laßen, sondern er hatte sogar die Sache an des Barons Vater geschrieben. Dieses

ses war nun der schlimste Streich, der uns gespielt werden konnte, denn so lange die Wechsel ordendlich ankamen, hatte es mit uns keine Noth und die ganze Sache würde gewiß nicht seyn entdeckt worden, denn wir waren sehr behutsam.

Der alte Baron W*** hatte ein sehr hitziges Temperament und war für den Adel sehr eingenommen. Wenn er einmahl einen Entschluß faßte und bey seinem Adel geschworen hatte, so war es dann eine Unmöglichkeit, ihn von seinem Entschluß abzubringen, oder etwas daran zu verändern. Er empfing den Brief von Luisens Vater, las denselben ganz gelaßen durch und hatte seinem Sohn schon vergeben, denn er war in seiner Jugend ebenfalls kein Feind des schönen Geschlechts. Aber iezt las er die Unterschrift; mit funkelnden Augen suchte er umsonst das kleine Wörtchen, von --- und fand es nicht. Was? rief er wüthend aus, der Schlingel hat sich mit einer bürgerlichen Kanaille eingelaßen, er hat sie sogar zu seiner Frau genommen, einen schlechte n Streich hätte er nicht begehen können! Bey meinen zwey und

dreißig

dreißig Ahnen! er ist nicht mein Sohn! Er soll mich nie wieder Vater nennen, soll mir nie wieder vor die Augen treten! Trügen mich meine alten Knochen zu ihm, den Hals wollte ich ihm brechen, dem Schlingel! Die nehmlichen tröstlichen Worte schrieb er an seinen Sohn, er meldete uns zugleich, daß wir beyde, ich und der Baron, nie wieder vor sein Gesicht kommen, oder ihm einen Pfennig Geld abfordern sollten. Wenn das Kind, schrieb er am Ende des Briefs, ein hübscher Junge ist, so kann mir derselbe durch einen von euren Bedienten überbracht werden. Ich will denselben als meinen Sohn erziehen lassen und er soll der Erbe aller meiner Güter seyn.

Dies war also unser Bescheid und da wir den Charakter des alten Barons kannten, so wußten wir schon vorher, daß alle Mühe, ihn zu versöhnen, umsonst seyn würde. Wir mußten also Mittel erdenken, wo wir Geld hernehmen sollten. Um eben diese Zeit wurde unsere Verlegenheit noch dadurch vergrössert, daß Luise, den Baron mit zwey allerliebsten Kindern beschenkte, nehmlich mit einem

nem

nem Sohn und einer Tochter, welche letztere dem reitzenden Bild ihrer Mutter völlig gliche. Der Knabe wurde sogleich nach der Taufe, dem alten Baron überbracht. Luise war anfänglich hierüber sehr traurig, doch da sie von dem Bedienten hörte, daß er sehr wohl empfangen worden wäre, so gab sie sich bald zufrieden und fand ihr größtes Vergnügen an der Erziehung ihrer Tochter.

Diese Freude dauerte aber leider nur kurze Zeit. Wir sahen wohl ein, daß wir diese Lebensart nicht fortführen konnten, das Geld war alle und wir hatten auch schon ansehnliche Schulden. Der Baron fragte mich also eines Abends um Rath:

Lieber Surley, was sollen wir nun anfangen? Unser Geld ist alle, der Credit wird auch bald aufhören, ia was das schlimste ist, so habe ich eine Schuld von zwey tausend Thalern. Wenn ich diese in vierzehn Tagen nicht bezahle, so muß ich in Arrest wandern. Du hast ia immer Rath schaffen können, weißt du denn iezt gar keinen Ausweg?

Ich. O ja, lieber Baron, der ist bald gefunden und auch wie ich glaube sehr leicht ausgeführt. Ich habe mich schon lange geärgert, daß wir hier so müßig sitzen. Sind wir denn an einen Ort gebunden? Wir wollen in die Welt gehen, sie ist gros genug! Wir sind beyde von ansehnlicher Länge. Wir wollen daher den Militairstaud wählen, da können wir bald unser Glück machen.

Der Baron. Der Vorschlag ist gut aber zwey klein Bedenklichkeiten mußt du mir erst benehmen, die ich hierbey habe. Es wird hierzu Geld erfordert, wo sollen wir welches bekommen?

Ich. Wenn dies deine gröste Bedenklichkeit ist, so ist sie schon so gut als gehoben. Dein Vater wird doch nicht allen Kaufleuten verboten haben, dir Geld, auf Wechsel zu geben? Und wenn wir nur einige finden, die nichts von der Affaire wißen, so wollen wir uns schon auf eine Zeitlang versorgen, überlaß das nur mir! Diese erste Bedenklichkeit will ich schon heben.

Der Baron. Aber wo bleibt meine Luise und mein Kind? Werde ich auch mit ihnen in den Stand treten können, den du vorgeschlagen hast?

Ich. Ja, daran ist nicht zu denken. Das ist aber auch eine überflüßige Sache, die können wir nicht auf der Reise, am wenigsten unter den Soldaten brauchen. Luisen mußt du iezt mit deiner Tochter hier lassen, das hilft nichts. Kömmst du erst in bessere Umstände, dann ist es immer noch Zeit, sie zu dir holen zu laßen.

Unser Gespräch dauerte noch länger, aber um es kurz zu sagen, so ließ sich der Baron bald überreden, so wie er mir in allen Stücken folgte. Ich ging am folgenden Tag bey allen Kaufleuten herum, bey einigen war meine Bemühung umsonst, doch brachte ich bey verschiedenen andern eine ziemliche Summe zusammen. Ich zählte es auf den Tisch da der Baron nicht zu Hause war, und er machte bey seiner Ankunft grose Augen. Wir theilten das Geld brüderlich, so daß ieder zwölf hundert und achtzig Thaler

hatte.

hatte. Nun war es aber auch Zeit abzusegeln.

Am folgenden Morgen gaben wir bey unserm Wirth, dem wir auch ein ansehnliches Restchen schuldig waren, eine Reise vor und versprachen in zwey Tagen wieder zu kommen. Wir gingen nun unter veränderten Namen in S--sche Dienste, wo wir uns, jeder für sein Geld eine Lieutnantsstelle kauften. Wir waren noch kein volles Jahr hier, als der Baron mit einem Major in Streit gerieth. Es kam zum Duell und mein guter Baron wurde erstochen. Ich war bey seinem Tode gegenwärtig.

Als er vorher Abschied von mir nahm, so übergab er mir sein Geld, welches aus zwey tausend Thalern bestund, indem er einigemal im Spiele sehr glücklich gewesen war. Ich mußte ihm versprechen, daßelbe Luisen auszuzahlen. Der Baron hatte ihr nicht die geringste Nachricht von sich gegeben, weil er fürchtete, daß sie dann zu ihm kommen mögte, denn sie liebte ihn sehr. Ich schrieb also an einige gute Freunde nach Leipzig, be-

kam aber die Nachricht, daß Luise zwey Monathe nach unserer Abreise vor Gram gestorben sey, ihre Tochter aber habe ein schon bejahrtes Frauenzimmer zu sich genommen und man wiße nicht, wo diese hingekommen wäre.

Ich betrübte mich über diese Nachricht, weil ich mich als den Urheber von alle diesem ansahe, doch mein jugendlicher Leichtsinn lehrte mich es bald vergeßen. Ich schrieb dem alten Baron W*** den Tod seines Sohnes, erhielt aber keine Antwort. Das Soldatenleben wollte mir nun nicht mehr behagen, ich nahm also meinen Abschied, nachdem ich meine Stelle verkauft hatte, und reißte nach Paris. Hier, lieben Kinder war der Schauplatz meiner schändlichsten Thaten, welche noch an meinem Herzen nagen. Hier habe ich in aller Ruchlosigkeit gelebt und bald hätte ich meinen verdienten Lohn empfangen; aber die Strafe wäre meinen Lasterthaten nicht angemeßen gewesen und wenn man mir auch alle nur mögliche Martern angethan hätte. Doch höret meine Geschichte selbst. Sie wird Schaudern in euch erregen.

Ich kam unter dem Titel eines Majors glücklich in Paris an. Da ich hinlänglich mit Gelde versehen war, so machte ich alle Lustbarkeiten mit, ich ergab mich dem Spiel und dies sowohl als auch einige Frauenzimmer, die ich kennen lernte, wären die Ursachen, daß ich mich, ehe ich michs versahe, bis über die Ohren in Schulden befand. Meine Gläubiger kamen von allen Seiten gelaufen und verlangten mit dem größten Ungestüm ihr Geld, meine Geliebte, eine von ienen Frauenzimmern, die ich ihrer Schönheit wegen besonders liebte, drohete mir, mich zu verlaßen, kurz ich war in der größten Noth. Endlich fiel mir ein gutes Mittel ein.

Ich hatte vor einiger Zeit mit ein Paar Betrügern Bekanntschaft gemacht. Sie versprachen mir vielerley Kunstgriffe zu lernen, wodurch ich bey iedem Spiel gewinnen könnte, aber ich müßte den iedesmahligen Gewinst mit ihnen theilen. Sie wußten schon zum voraus, daß sie hierbey keinen Nachtheil haben würden, indem ich mich immer in den vornehmsten Gesellschaften befand, allein

ich hatte ihre Bitte immer abgeschlagen. Theils hielt mich noch eine kleine Gewißenhaftigkeit oder vielmehr die Furcht entdeckt zu werden, davon ab, theils hatte ich es auch bis iezt noch nicht nöthig gehabt. Jezt aber war der rechte Zeipunkt, um mich ganz ins Verderben hinzureisen. Einer von ienen Betrügern kam eines Morgens zu mir, da mir gerade ein Paar Gläubiger die Hölle heiß machten, er kam in der Absicht mir nochmahls iene verderblichen Vorschläge zu thun. Es brauchte nun freylich nicht viel Ueberredung. Ich war sogleich bereit einen Lehrling abzugeben. Ich war auch so gelehrig, daß ich gar bald die schönen Kunststückchen lernte und meine Lehrmeister sogar selbst übertraf.

Ich übte nun meine Kunst in allen Gesellschaften und befand mich sehr wohl dabey, bezahlte bald meine Schulden, sezte mein voriges lockeres Leben wieder fort, und legte mir noch Geld zurück, so reichlich waren meine Einkünfte. Auf diese Art lebte ich ganzer zwey Jahr. Nun aber, lieben Kinder nähere ich mich einem Auftritte, wo ich die Menschheit ganz ablegte, ia unter das

Thier würdigt mich diese That hinab, die ich euch ietzt erzählen will. Ich kann mich hier nicht entbrechen einige, auch vieleicht für euch nützliche, Anmerkungen zu machen.

Nichts anders als die Eifersucht war es, die mich zu diesem Schrit verleitete. Unter allen quälenden Plagen der Menschen die in ihnen selbst erzeuget werden, ist sie eine der martervollsten und heftigsten. Unglücklich ist der, in welchem das Uebermaas einer blinden Zärtlichkeit, dieses Gift hervorbrachte! Ein tödliches Gift ist es, welches sich plötzlich in allen seinen Adern verbreitet und mit allen Qualen der Hölle ihn martert. Er hegt in seinem Busen eine Flamme die ihn verzehrt; die Kräfte seiner Seele werden geschwächt; seine Gesundheit liegt darnieder; er giebt nicht mehr den Warnungen der Vernunft Gehör; er folgt seiner Leidenschaft, dem Wahne, der ihn umnebelt; und unterwirft sich der grausamen Geisel seiner Tyrannein, die ihre Sclaven mit ihren Feßeln belegt und zum Abgrund des Verderbens reißt. Sie erschaft Schreckbilder um ihn her, und in den Anfällen seiner Raserey,

 schei=

scheinen unschuldige Freunde, ihm beleidigende Verbrecher, die er zu verderben sucht.

Vergebet mir, lieben Kinder, diese Ausschweifung. Man kann diese Art Leidenschaft nicht allemahl unterdrücken und es könnte seyn, daß ihr wider euren Willen in einen solchen Fall kämet, so werdet ihr euch gewiß, wenn ihr diese Worte nicht vergeßet, etwas mäßigen und behutsam seyn. Ich will euch nun den schrecklichen Auftritt selbst erzählen.

Ich hatte einen sehr guten Freund an dem Herrn von S*** --- einem jungen deutschen Edelmann, der den besten Charakter hatte. Wir waren oft beysammen, nur konnte ich ihn nie überreden mir in eine Spielgesellschaft, oder zu irgend einem artigen Frauenzimmer zu folgen. Mit einen Worte: er war nicht nach dem Ton der feinen Welt; wie ich mich damahls auszudrücken pflegte. Ja er lies es nicht dabey bewenden, daß er selbst sehr eingezogen lebte, sondern er wollte auch mich von meinen Ausschweifungen abhalten und zu einem eingezognen,

nen, oder wenigstens ordentlichen Leben gewöhnen, und --- hätte ich ihm gefolgt, ich würde kein solcher Bösewicht geworden seyn!

Ich hegte sonst eine grose Liebe und Freundschaft gegen diesen Herrn von S*** aber in diesem Punkte lies ich mir nicht vorschreiben, ich war einmahl an alle die Vergnügungen, ans Spiel gewöhut und nichts war vermögend mich loszureisen. Endlich schien der Herr von S*** auf einmahl ganz umgekehrt, er drang nicht mehr so heftig in mich, ia er ging oft selbst mit an solche Oerter, wo ich gewöhnlich hinzugehen pflegte, er wußte aber allemahl durch irgend einen Vorwand sich bald wieder zu entfernen. Anfänglich hatte ich gar keinen Argwohn, doch da dies öfter geschahe, so nahm ich mir vor, ihm nachzugehen. Zu eben der Zeit, als ich über diese Sache nachdachte und in dem Garten des Koffehauses, in welchem ich mich befand, spazieren gieng, redete mich einer von meinen Spielfreunden also an: Warum so tiefsinnig Herr Major; diese trübe Stirne befremdet mich, es ist sonst ihre Gewohnheit nicht, kommen sie, machen sie sich lustig,

wir wollen uns die Zeit mit einem Spiel vertreiben. Es wäre ia höchst unbillig, wenn sie hier die Zeit so verdrüßlich zubringen wollten, indeß ihre Geliebte sich in den Armen ihres Freundes des Herrn von S*** lustig macht. Dies waren Donner Worte für mich, ich liebte sie außerordentlich und sie befand sich iezt schwanger.

Ich fragte diesen Unglücksboten woher er dies wiße? Eben iezt, sagte er, habe ich den Herrn von S*** mit ihrer Göttin am Fenster gesehen.

Dies war gnug. Nun gingen mir die Augen auf, warum mich S*** immer verlaßen hatte, so oft er mit mir in Gesellschaft war. Ich lief wie ein Unsinniger nach Hause, stürzte mit dem blosen Degen in der Hand ins Zimmer und --- welch ein Anblick! S*** hatte meine Geliebte im Arm und zwar ohnmächtig, ich durchbohrte meinen vermeynten Nebenbuhler und er fiel tod zu meinen Füßen. Stirb, Treuloser, schrie ich ganz wüthend, ich habe eine Schlange in meinem Busen genährt, du hast deinen Lohn dafür

empfangen. Durch mein heftiges Geschrey war meine Geliebte zu sich selbst gekommen.

Major, was machen sie, sagte sie mit halblauter Stimme, er ist unschuldig! Sie zu beßern und von dem lasterhaften Leben, das sie führen, abzulenken, war seine Absicht. Er wollte ihre Eifersucht rege machen, damit sie mich nicht so oft verlaßen möchten.

Schweig elende Betrügerinn, erwiederte ich, glaubst du, daß ich mich noch länger hintergehen laßen will! Es wird dir an Ausflüchten nicht fehlen, ich mag sie aber nicht hören! Ihr liebtet einander im Leben, nun folgt euch auch im Tode!

Ich war im Begriff, ihr den Degen in die Brust zu stoßen, als sie mir in die Arme fiel.

Um Gottes Willen, schonen sie, schonen sie der unglücklichen Frucht, die ich unter meinem Herzen trage, und die ich ihnen zu verdanken habe! Nur dieses unschuldige

Kind

Kind schonen sie, ich will mit Freuden von ihren Händen sterben.

Diese Worte gaben meiner Eifersucht nur noch mehr Nahrung, anstatt daß sie dieselbe hätten schwächen sollen, ich lies ihr nicht Zeit länger zu reden, sondern --- Gott, soll ichs sagen --- ich gab ihr drey Stiche in den Unterleib --- lies sie in ihrem Blute liegen, verschloß das Zimmer und eilte aus Paris. Das böse Gewißen verfolgte mich; bey iedem Schritte, den ich that, sahe ich mich schüchtern um; iedes rauschende Blatt hielt ich für einen Häscher, der mich faßen wollte; iede Menschengestalt, die mir begegnete, schien mir der Geist der Ermordeten zu seyn; ich glaubte das Winseln der unglücklichen Frucht zu hören; und so kam ich über die Gränze.

Ich schweifte nun in ganz Italien herum, konnte aber nirgends Ruhe finden, ich beschloß also nach Indien zu gehen, aber auch hier verfolgte mich das Gewißen und zugleich fingen die Strafen Gottes an, mich zu treffen. Wir mußten einen der heftigsten Stürme aushalten, doch kamen wir glücklich da-

von, aber blos um einem Türkischen Seeräuber in die Hände zu fallen, von dem wir alle in die härteste Sclaverey geschleppt wurden. Ich bekam einen solchen Herrn, an deßen statt ich mir vielmahls den Tod gewünscht habe. Vier Jahr lebte ich in dem größten Elend, als ich das Glück hatte meinen Herrn aus einer Lebensgefahr zu retten. Er schenkte mir die Freyheit und da er auf seine Caperey ausfuhr, nahm er mich mit. Wir iagten einem Hamburger Schiffe nach und stiesen an dieser Insul an einen, unter dem Waßer verborgnen Felsen, das Schiff scheiderte und alles was sich auf demselben befand wurde ein Raub der Wellen, bis auf vier Mann. Wir sprangen in die Chalouppe und hatten schon beynahe das Ufer erreicht, als die Chalouppe umschlug. Wir fielen alle viere ins Waßer, der eine ersoff, wir andern drey aber retteten uns durch Schwimmen glücklich ans Land.

Wir fanden es (wie es ietzt noch ist,) außerordentlich fruchtbar und unsere erste Beschäftigung war, daß wir alles was wir von den Trümmern des Schiffs bekommen konnten,

ten, ans Land zogen. Drey ganze Tage fischten wir Fäßer, Kisten und and andere Sachen auf. Der eine von meinen Unglücksbrüder hies Christian und war der Schiffszimmermann, der andere aber, der ein Schmidt seiner Profeßion war, hieß Friedrich, beyde wollten ebenfalls ihr Glück in einem andern Welttheile versuchen, sie wurden aber, ehe das türkische Schiff scheiderte, gefangen genommen. Ich half meinen beyden Freunden die Ketten abschlagen und wir standen am Ufer, uns zu berathschlagen, was wir anfangen wollten, als Christian bey Erblickung einer Kiste vor Freuden in die Höhe hüpfte und sagte: Seyd gutes Muths, meine Brüder, da sehe ich meine Sachen geschwommen kommen! Laßet uns allen Fleiß anwenden, derselben habhaft zu werden, denn sie können uns sehr nützlich seyn. Wir bekamen die Kiste glücklich in unsere Gewalt, nebst einem Faße, welches mit Hülsenfrüchten angefüllet war.

Wir fingen nun zu allererst an, uns eine Wohnung zu bauen, indem wir nicht wußten, unter welchem Himmelsstrich wir uns be-

befänden und was wir für Wetter zu befürchten hätten.

Wir bauten uns also dieses Hauß, wie ihr es ietzt sehet. Ich will nicht mit ieder Kleinigkeit die Zeit verschwenden, indem ihr vielleicht schon dergleichen Beschreibungen gelesen, sondern ich will nur das Hauptsächlichste erzählen. Doch wenn ihr wollt, kann ich euch alles schriftlich zu lesen geben, ich habe alles sehr genau aufgezeichnet.

Wir bauten uns nach und nach ienes grose Hauß, worinn ihr schon gewesen seyd, und lebten so zu sagen glücklich, mich ausgenommen, denn ich mußte die grösten Martern in Ansehung meines Gewißens ausstehen. Eines Morgens kam Christian, der immer sehr geschäftig war, eilig gesprungen, ich glaubte er würde von iemanden verfolgt, als ich aber nach der Ursache fragte, zeigte er mir einen ganzen Hut voll Perlenmuscheln, welche er zufälligerweiße entdeckt und gesammlet hatte, sie waren in der That kostbar und ich hatte noch nie so schöne gesehen, doch sagte ich ihm lächelnd: Was hilft uns dieser

Schatz? wir können ihn zu gar nichts brauchen. Christian sahe selbst seine Thorheit ein, doch lies er sich nicht abhalten, sondern er gieng alle Morgen auf die Perlenfischerey aus, und er ist so fleißig gewesen, daß ihr über die Menge, die er ganz allein eingetragen hat, erstaunen werdet.

So lebten wir nun sieben Jahre mit einander, aber zu Anfang des achten Jahres starb unser guter Christian und wurde von mir und Friedrich auf einem Hügel begraben. Nun lebten wir drey Jahre so fort, binnen welcher Zeit nichts merkwürdiges vorfiel. Einsmahls aber hörten wir ein heftiges Kanoniren auf der See, welches einige Stunden dauerte. Friedrich stieg auf den Felsen, wo der Eingang zu unsrer Wohnung ist, um zu sehen ob er nichts gewahr würde, er war aber noch nicht ganz auf die oberste Spitze, als er einen Fehltritt that und herunter fiel, alles war an ihm zerschmettert und er fand sein Ruheplätzchen neben seinem Freund Christian.

Nun war ich ganz allein und konnte meinen Gedanken noch mehr nachhängen.

Ich theilte die Zeit des Tages ordentlich ein. Alle Tage widmete ich einige Stunden dem Gebete; die übrige Zeit brachte ich theils mit Spazierengehen zu, theils brauchte ich sie, die Aussaat, Ernte und dergleichen zu besorgen. So habe ich denn 22 Jahr auf dieser Insel gelebt. Alles was ihr hier sehet, habe ich nach und nach entdeckt und erfunden, und lebe in aller Bequemlichkeit. Ich habe unter der Zeit immer etwas aus dem Meere gefischt, theils nützliche, theils auch unnütze Sachen. Das Kostbareste, das mir die Wellen zugeführt haben, ist Adelaide, die ich vor einiger Zeit zu retten das Glück hatte.

Es haben einigemal Schiffe bey dieser Insel Anker geworfen und ich hätte mich ihnen leicht entdecken können, aber mein Schluß bleibt fest, die Welt ist mir verhaßt, ich will in dieser angenehmen Einsamkeit sterben. Mein Grab und Sarg sind schon bereit, mich wohlthätig aufzunehmen; ich habe es mir selbst verfertiget und schon oft wenn ich schwach wurde, wenn das Alter mich drückte, vertraute ich meinen Körper demselben an, um meinen Tod zu erwarten, sobald ich mich aber

wieder etwas gestärkt fühlte, kehrte ich hieher zurück, denn ich will der weisen Führung Gottes stille halten, ich will derselben nicht in ihre Rechte greifen, sondern ruhig den Augenblick erwarten, da sie mich aus dieser Welt abfordern wird.

Das Vergnügen euch hier zu sehen, ist auch deshalb für mich gros, weil ihr nun meinen Körper zur Ruhe bringen könnt. Ich will, so lange ich noch zu leben habe, euer Vater, euer Freund seyn; ich will euch in allem unterrichten was ihr zu thun habt, indem wir nicht wißen, wie lange es Gott gefällt, euch hier zu laßen. Ihr seyd noch iung und ich wünsche euch bald eine günstige Gelegenheit, daß ihr wieder unter Menschen kommen möget. Dies ist nun meine traurige Geschichte. Ich habe euch dieselbe so kurz als möglich erzählt, und da meine Reue, wegen ienen Lasterthaten gewiß aufrichtig ist, so hoffe ich, ihr werdet Mitleiden mit mir haben und mich deßwegen nicht haßen.

Hier schloß Surley seine Erzählung und wir schliesen das lange Capitel.

---

## Siebenzehndes Capitel.

### Eine Hochzeit und eine Leiche.

Heinrich konnte kaum die Zeit abwarten, wo er mit Surley allein sprechen konnte. Endlich traf sichs und er fragte ihn sogleich nach den Namen der beyden Kinder des Barons von W*** Surley sagte ihm daß der Knabe, Wilhelm, das Mädchen aber Henriette hiese. Hier entwischte unserm Heinrich wider seinen Willen ein Seufzer.

Mein Sohn, sagte Surley, es scheint als ob ihr an dem Schicksale dieser Personen grosen Antheil nähmet, und wenn es andem ist, so entdecket mir euren Kummer, den ich iezt ganz deutlich auf eurem Gesichte lese. Ich weiß es aus Erfahrung, daß es eine grose Erleichterung ist, wenn wir unser Anliegen in den Busen eines theilnehmenden, redlichen Freundes ausschütten können.

Heinrich erzählte ihm nun seine ganze Geschichte, ohne das geringste zu verschweigen.

Bey Endigung dieser Geschichte blickte Surley nach dem Himmel. Gottlob, sagte er ganz gerührt und mit thränenden Augen, Gottlob, ein Stein ist mir vom Herzen, da ich erfahren habe, daß zwey Personen an deren Unglück ich schuld war, wieder glücklich geworden sind. Ich werde nun, nachdem ich dies weiß, noch einmahl so ruhig einschlummern, ia ich fühle, es wird bald mit mir aus seyn, meine Füße werden schwach, und kurze Zeit werden sie mich noch tragen.

Noch wünschte ich aber ein groses Werk zu verrichten, das euch mein Sohn, besonders betrifft. Adelaide hat mir ein Geständniß gethan, sie hat in euch alles das wieder gefunden, was sie an ihrem Bräutigam, der ihr so schändlich entrißen wurde, besaß. Ihr seyd derienige, dem sie ihre Freyheit, ihr Leben zu verdanken hat; der lange Umgang mit euch, hat sie so an euch gefeßelt, daß sie wünscht, als Gattin mit euch bis an

ihr Ende zu leben. Sie besitzt viel Reize wie ihr mir selbst gestanden habt, aber ihre Tugend, ihre edlen Gesinnungen überwiegen iene vergänglichen Reize sehr, wenn ihr euch also entschliesen wollet, wenn ihr eine alte Liebe vergeßen könnet, eine Liebe zu deren Befriedigung ihr sehr wenig, ia ich kann sogar sagen keine Hoffnung habet; wenn ihr also Adelaiden euer Herz und Hand schenken wollet, so werdet ihr meinen eifrigsten Wunsch erfüllen und mir am Ziel meiner Tage noch ein groses Vergnügen machen. Lange dürft ihr aber nicht zaudern, wenn ihr wollt, daß ich dies Vergnügen noch geniesen soll, denn ich werde bald meine Reise vollendet haben.

Dieser Antrag setzte den guten Heinrich in grose Verlegenheit. Ich muß gestehen, sagte er nach einiger Ueberlegung, ich fühle die größte Hochachtung für Adelaiden, sie ist ein außerordentliches Frauenzimmer, und die Hauptursache meiner Erlösung aus ienem fürchterlichen Zustande. Durch ihren Muth aufgemuntert, besiegten wir unsere Verfolger, die Türken, wodurch sie also zum zweytenmal

mal dieienige war, die uns das Leben ret- tete.

Manche Thräne habe ich ihrem Andenken geweint, indem ich sie für tod hielt, unaussprechlich war die Freude, da ich sie wiedersahe, aber --- Henrietten aus meinem Herzen zu vertreiben, dies --- halte ich für eine unmögliche Sache.

Wollet ihr also, erwiederte Surley, um einer Liebe willen, die nicht befriediget werden kann, eine Person, der ihr so viele Verbindlichkeiten schuldig seyd, leiden laßen! Denn wer weiß, ob ihr nicht ebenfalls euer Leben hier beschliesen müßet, oder wenn euch auch das Glück wieder in euer Vaterland führen sollte, welches doch sehr ungewiß, ia ganz unwahrscheinlich ist, wißt ihr denn, ob ihr Henrietten wieder finden werdet? Könnte sie nicht gestorben seyn? Ihr seyd von ihrer Gegenliebe nicht versichert und ihr wollet unter so ungewißen Umständen eine Person ihre Tage durchseufzen laßen, der ihr, wie ihr selbst gestehet, eure Freyheit, euer Leben, alles zu verdanken habt? Nein, so hart wer-

werdet ihr nicht gegen dies liebenswürdige Frauenzimmer handeln.

Hier griff Surley unsern Heinrich auf seiner schwächsten Seite an. Er hatte völlig recht, Heinrich hatte Adelaiden alles zu danken, und er kannte ihr empfindsames Herz zu gut, als daß er nicht die traurigsten Folgen von einer abschläglichen Antwort hätte fürchten sollen, zumahl da sie ihm so gefällig entgegen kam. In Ansehung Henriettens hatte er auch nicht die geringste Hoffnung, kurz, er konnte keinen einzigen von Surleys Gründen widerlegen und gab endlich den dringenden Bitten nach.

Surley umarmte ihn, drückte ihn an seine Brust und sagte ganz gerührt: Nun, mein lieber Sohn, will ich mit Freuden in meine Ruhekammer gehen, da ich zum Glück einer Person etwas beygetragen habe, welche in ieder Rücksicht verdient, glücklich zu seyn. Sie besitzt iede Tugend, die von einem Frauenzimmer gefordert werden kann, wenn sie einen Gatten glücklich machen soll; sie ist schön, ia reizend ist sie; sie liebt nicht

nur die Tugend sehr, sondern sie übt dieselbe auch auf eine edle Art aus, sobald sich ihr eine Gelegenheit darbietet; sie ist noch in ihren besten Jahren, und, setzte er scherzhaft hinzu, damit ihr nichts fehle, so gebe ich Adelaiden einen solchen Schatz zum Hochzeitgeschenk, als vielleicht noch nie ein Frauenzimmer bekommen hat und auch wohl nie bekommen wird. Es ist nehmlich mein Perlenvorrath. Dieser Schatz ist euch freylich jetzt zu gar nichts nütze, solltet ihr aber einmahl diesen Aufenthalt verlaßen, so könnt ihr so viel davon mitnehmen, als euch beliebt.

Indem ich also das letzte noch hinzugefügt (welches leider mehrentheils der Zweck der Heyrathen ist,) so habt ihr eine vollkommne Braut und ich will derselben sogleich die frohe Nachricht bringen. Auf den Flügeln der Liebe wird sie zu euch eilen! Oder kommt selbst mit und vereinigt euer Herz mit dem ihrigen; die Freude wird auf ihrer Seite desto größer seyn, wenn sie sieht, daß ihr euch sobald habt überwinden laßen.

Hein=

Heinrich schlos sich an den Arm dieses ehrwürdigen Greises und ging, in tiefen Gedanken versunken, neben ihm her. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, wegen der Untreue, die er iezt an Henrietten zu begehen im Begriff war und in dem Augenblicke wollte er sein gegebenes Wort wieder zurück nehmen, als ihn die süße Stimme Adelaidens ganz dahin riß. Sie waren durch den Felsen gegangen, ohne daß es Heinrich bemerkt hatte, indem er wie ein Blinder sich von Surley leiten lies. Plözlich faßte ihn derselbe am Arme, und hielt ihn zurück.

Hört ihr, lieber Sohn, sagte er, die Klagen dieses vortreflichen Frauenzimmers! Dies ist ihr tägliches Geschäfte, dies ist täglich die bestimmte Stunde, in welcher sie, an dem Orte wo sie zum erstenmal ihren Fuß auf diese Insul sezte, ihr Schicksal beweint. Kommt, wir wollen ihre Klagen in Freude verwandeln! Wir wollen ihr eure Bekehrung und zugleich den Hochzeittag ankündigen! Ich kann nicht ruhen, ich muß euch erst glücklich sehen, ehe ich von euch scheide!

Diese Worte sagte er etwas laut, so daß Adelaide dieselben hören mußte. Sie erschrack, eine Schaamröthe bedeckte ihre Wangen und hierdurch wurde ihre Schönheit noch mehr erhöht. Sie kam unsern Wandrern entgegen und redete Surley also an:

Sie reden schon wieder vom Scheiden, lieber Vater, und sehen doch so munter und heiter aus. Sie scheinen mir heut ordentlich vergnügt zu seyn. Auch habe ich heute eine besondere Geschäftigkeit an ihnen bemerkt, daß ich eher glaube, wir wollen ein Freudenfest feyern.

Du betrügst dich in deiner Meynung nicht, liebe Tochter, (denn von diesem Augenblick an werde ich mit euch, wie ein Vater mit seinen Kindern reden). Ein doppeltes Fest werden wir heute feyern. Erinnerst du dich nicht, daß es heute ein Jahr ist, daß ich das Glück hatte, dich den Fluten zu entreisen. Dies ist eine Ursache, weßwegen ich die Anstalten zu einem Feste gemacht habe; aber ich habe noch eine wichtige Ursache, welche

che du, sobald wir nach Hauße kommen, erfahren sollst. Wir wollen diesen traurigen Ort verlaßen, ich bin versichert, daß du diesen Bäumen heute zum letztenmal dein Anliegen geklagt hast. Wir wollen zu unserm lieben Sarro eilen, es möchte sonst diese gute Seele denken wir hätten ihn ganz vergessen. Wir werden ihn mit der Zubereitung des heutigen Festes beschäftiget finden. Er nahm seine beyde iungen Freunde an den Arm und so kehrten sie nach der Wohnung zurück. Sarro empfing sie als Wirth, sie fanden eine gute Mahlzeit und einen Ueberfluß an Obst, Weinbeeren und dergleichen. Sie setzten sich also vergnügt nieder und Surley redete sie ganz bewegt also an:

Lieben Kinder, es ist immer einer meiner größten Wünsche, ia ich kann sagen, mein einziger Wunsch gewesen, nur einen Menschen um mich zu haben, der meinen Körper dereinst mit ein wenig Erde bedeckte. Zwar habe ich einigemal Gelegenheit gehabt, daß Schiffe hier gelandet und ich aus dieser Insul hätte kommen können, an grosen Reichthümern hätte mir es auch nicht gefehlt, daß

ich

ich also in allem Ueberfluß hätte leben können; aber ich habe immer den größten Widerwillen in mir verspürt, in die Welt zurück zu kehren, so oft ich mich an meine Jugendjahre erinnerte. Die Welt war mir verhaßt und ich sehnte mich keinesweges nach ihr. Bey alle dem aber kamen doch oft Fälle, die meine Tage trübten, zumahl da ich meine zwey Unglücksgefährten verlohr.

Einigemahl ward ich matt und krank und doch mußte ich, um nicht Hungers zu sterben, mir meine Speise selbst bereiten, doch half auch hier die liebe Geduld alles besiegen. Aber wenn ich nun bedachte, daß ich doch auch einmahl sterben würde, und daß alsdenn meinen Körper unbeerdigt liegen, und eine Speise der Vögel werden sollte, daß dieser letzte Trost mir versaget seyn sollte — ach! Kinder, ein kalter Schauer durchdrang bey diesen Gedanken meinen Körper und dies war auch die einzige Ursache, weßwegen ich mit Zittern, den letzten meiner Tage erwartete. Endlich erhörte Gott meinen heisen Wunsch. Heute ist es ein Jahr, daß ich dich, liebe Adelaide, in mein Hauß führte.

Mein

Mein Glück war damahls doppelt, ich rettete einem der vorzüglichsten Geschöpfe Gottes das Leben, und bekam, was ich schon lange gewünscht hatte. Im Taumel der Freude, dachte ich freylich nicht an die Zukunft, aber einige Zeit hernach gingen mir die Augen auf.

Dies tugendhafte, dies reizende Frauenzimmer soll die Blüte ihrer Jahre in der Einsamkeit durchleben; soll von der menschlichen Gesellschaft getrennt, nach meinem Tode, so vielerley harte Arbeiten unternehmen, welche mir, einer Mannsperson, so manchen Schweißtropfen gekostet haben, warlich ein trauriges Loos! So dachte ich, bis mir Adelaide die Nachricht brachte, daß sie auf der gegenüber liegenden Insul einen Menschen gesehen, welcher durch oft wiederhohlte Zeichen, Hülfe zu verlangen schien. Ich gab durch einen mehrmahls wiederhohlten Schuß zu erkennen, daß man helfen wolle, ich sann Tag und Nacht auf Mittel, es wollte mir aber keines gelingen, indem mir der in der Mitte sich befindende reisende Strom gar wohl bekannt war, denn ich hatte mit einem Floße

schon einigemal durchzukommen gesucht; aber diesen Versuch hätte ich beynahe beydemal mit meinem Leben bezahlen müßen. Ich wollte mich also nicht wieder in Gefahr begeben und war höchst traurig, euch nicht helfen zu können, als Adelaide eines Morgens mir die freudige Nachricht brachte, daß ihr glücklich an unser Land gestiegen wäret. Am folgenden Tag erkannten wir euch aus euren Reden, und Adelaidens Freude war nun desto grösser.

Hier erfolgte eine kleine Pause.

Nun aber komme ich auf den wichtigsten Punkt, fuhr Surley fort. Ich will es ganz kurz sagen, indem ich schon gar zu geschwätzig gewesen bin und mir ohnedem das Reden sauer wird. Ich führe dir, liebe Adelaide, hier einen Bräutigam zu und dir, mein Sohn, schenke ich eine Braut! Ich weiß, ihr werdet beyde miteinander zufrieden seyn. Zwar müßet ihr einander ohne priesterliche Einsegnung heyrathen, allein ich, euer Freund, euer Vater, erbitte für euch den Segen des Himmels und ihr schwöret mir,

daß

daß ihr einander nie verlaßen wollet, wenn ihr etwa in die grose Welt zurückkehret, welches ich euch von ganzem Herzen wünsche, denn das Loos wäre zu hart, wenn drey so junge Personen ihr Leben hier beschliessen sollten.

Hier endigte Surley seine Rede. Alle vier Freunde umarmten sich, Freudenthränen glänzten in ihren Augen. Bey dem guten Sarro aber waren es Thränen des Kummers und der Wehmuth. Sein ganzes trauriges Schicksal fiel ihm, wie eine Centnerlast aufs Herz, doch wußten ihn seine Freunde bald wieder zu trösten. Heinrich und Adelaide umarmten sich, schwur eneinander ewige Treue und so wurde dieser feyerliche Tag vergnügt geendiget.

Einige Tage lebten sie nun in der größten Ruhe und Zufriedenheit. Surley bewohnte das sogenannte Sommerhauß und unser Kleeblatt das ordentliche Wohnhauß, bald wurde aber ihre Ruhe auf eine traurige Art unterbrochen, ja, bald wäre sie ganz zerstört worden.

Am sechsten Tage nach ihrer Verbindung warteten sie umsonst auf die Ankunft Surleys, sie wurden hierüber sehr unruhig und schickten Sarro ab, die Ursache zu erforschen. Dieser kam bald zurück und brachte die traurige Nachricht, daß der gute Greiß bete, er habe ihn nicht stöhren wollen; aus seiner schwachen Stimme aber, könnte man schliesen, daß sein Ende nahe sey, indem er nur mit gebrochnen Worten bete. Mit klopfenden Herzen eilten nun alle drey dahin, aber welch' ein trauriger Anblick! er war entschlafen. So heiter und standhaft, wie er sein Lebensende erwartete, eben so heiter waren auch die Mienen auf seinem Sterbebette, sein weises Silberhaar floß um seine Schultern und flößte seinen betrübten Kindern auch jetzt noch die größte Ehrfurcht ein. Ein Gebetbuch hielt er noch fest in seinen Händen, so daß sie Mühe hatten, es wegzunehmen. Er hatte ein Gebet eines reuigen Sünders aufgeschlagen, welches rührend war.

In tiefer Wehmuth versunken, standen die drey Freunde an dem Lager des Erblaßten. Anfänglich hatte sich eine gewiße Gefühl-

fühllosigkeit über sie verbreitet. Sie starrten den Leichnam an und keines war vermögend ein Wort zu reden, endlich brach eine Thränenflut aus ihren Augen und sie weinten dem Greise Thränen des wärmsten Dankes.

Nachdem sie sich von ihrer Traurigkeit ein wenig erholt hatten, erfüllten sie den schon längst geäußerten Wunsch und entledigten sich ihres Versprechens. Sie legten den Greiß in das, von ihm selbst verfertigte Grab, zwischen seine beyde Unglücksbrüder in die Mitte, bedeckten seinen Körper mit Erde und gingen traurig nach Hause.

## Achtzehndes Capitel.

### Glückliche Entdeckungen.

Alle Heiterkeit, alles Vergnügen war nun mit Surley aus der Wohnung unserer Freunde entflohen. Jetzt sahen sie erst wie theuer er ihnen gewesen war, wie angenehm ihnen die Stunden verfloßen, wenn er sich mit ihnen unterhielt. Sie gingen traurig an ihre Arbeit und kehrten noch trauriger zurück, besonders Adelaide war ganz untröstlich. Sie verschwand oft aus der Gesellschaft ihrer Lieben, und sie durften nur nach dem Grabhügel gehen, so fanden sie dieselbe in Thränen schwimmend.

Alle Vorstellungen, welche ihr Heinrich und Sarro machten, waren fruchtlos, bis sich endlich von selbst ein Mittel fand, welches das bewirkte, was sie mit aller ihrer Beredsamkeit nicht bewirken konnten; welches Adelaiden dahin brachte, daß sie sich schonete und alle nur mögliche Sorgfalt auf

die

die Erhaltung ihrer Gesundheit wendete. Sie wurde schwanger. Dies nahm nun Heinrich zum Vorwand, und beschwur sie bey der Liebe und Treue, die sie ihm in Gegenwart desjenigen geschworen hatte, dem sie iezt so sehr betrauerte sie sollte das Kind, das sie unter ihrem Herzen trüge, schonen und keine Ursache geben, daß dieses unschuldige Kind dem Tode in die Hände geliefert würde, ehe es noch das Licht erblickte.

Diese Vorstellung fruchtete sehr viel. Adelaide fiel ihrem Mann um den Hals und versprach ihre Traurigkeit so viel als möglich zu unterdrücken. Es gelang ihr auch einigermasen. Sie wallfahrtete nicht so oft nach ienen Grabhügel, und zwar nicht eher bis Heinrich und Sarro selbst dabey waren und auch dann mäsigte sie ihre Klagen, nur konnte sie ihre vorige Heiterkeit nicht wieder ganz erlangen. Ihre blühenden Wangen waren verloschen, eine blaße Farbe hatte sich über ihr Gesicht verbreitet und Heinrich fing schon an, an ihrer Beßerung zu zweifeln, als die Geburtsschmerzen sich einfanden und sie ihm

mit einem sehr gutgebildeten Sohn beschenkte.

Die Liebe zu diesem Kinde, die Sorgfalt die sie auf die Erziehung desselben wendete, liesen ihr nicht Zeit an iene traurige Scene zu denken. Nur selten hörte man einen Seufzer von ihr, und in kurzer Zeit blühete sie wieder wie eine iunge Rose und die drey Freunde lebten beynahe noch ein Jahr glücklich und vergnügt, sie hatten sich so an die Einsamkeit gewöhnet, daß sie sich nicht von diesen glücklichen Aufenthalt sehnten. Neid, Zank, Eifersucht, kurz alle diese schreckliche Leidenschaften waren von ihnen verbannt, hingegen Liebe und Freundschaft waren die Bande, die sie an einander ketteten. Sie verrichteten ihre gewöhnlichen Arbeiten und in müßigen Stunden gingen sie auf die Perlenfischerey aus. Adelaide hatte gnug mit Besorgung des Haußwesens und mit der Erziehung ihres kleinen Karls zu thun, ein Name, den ihr Kind von Sarro erhalten hatte.

Eines Morgens hörten sie drey Kanonen abfeuren. Sarro stieg sogleich auf den Felsen und sahe durch ein Fernrohr, daß ein Schiff vor Anker läge und zwar ganz nahe an der Insul, ia er behauptete sogar, daß es ein englisches wäre. Gleich darauf hörten sie abermahls drey Schüße und schloßen daraus, daß das Schiff in Noth seyn müßte. Da sie aber doch eigentlich nicht gewiß wußten, mit was für Leuten sie es zu thun hatten, so gab Sarro einen Rath, der auch sogleich befolgt wurde. Sie hatten von dem gesunkenen türkischen Schiffe, auf welchem sich Sarro befand, eine Küste, mit den prächtigsten Kleidern angefüllt, aus dem Wasser ans Land gezogen, Heinrich hatte auch noch Machmuths Kleidung, nebst dem kostbaren Turban und Säbel. Sie kleideten sich also als Türken an, Adelaide zog ebenfalls männliche Kleider an und so gingen sie ans Meer und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß man näher kommen möchte. Das Schiffsvolk war anfänglich sehr in Verlegenheit, ob sie der Einladung folgen sollten oder nicht. Da sie sich aber mit ihrem Schiffe nicht wieder auf die See wägen durften, ohne es vorher

ausgebeßert zu haben, so setzten sie endlich eine Chaloupe mit zehn Mann aus und Sarro hatte sich in seiner Meynung nicht betrogen, es waren in der That Engländer als sie sich näherten.

Sarro redete sie sehr gebieterisch in türkischer Sprache an, da sie aber durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie diese Sprache nicht verstünden, so redete er sie auf englisch an. Die Freude wurde hierüber bey den Schiffsvolk allgemein, sie erzählten ihr Unglück; daß sie nehmlich einen heftigen Sturm hätten aushalten müßen und hieher verschlagen worden wären.

Sie litten an llen Bedürfnißen Mangel und bäten daher um einige Lebensmittel, und um die Erlaubniß ihr Schiff ausbeßern zu dürfen. Sarro versprach ihnen solches im Namen seines Herrn, doch sollte bis ietzt noch keiner einen Fuß aufs Land setzen, bis er ihnen die besondere Erlaubniß ertheilen würde.

Die gestrengen Herren Türken entfernten sich einige Zeit, dann liessen sie sich wieder sehen, und zwar noch weit kostbarer gekleidet als vorhin. Sie waren so mit Perlen behängt, daß sie genug zu tragen hatten. Sarro lies nun den Befehlshaber des Schiffs ans Land kommen. Er war ein Kaufmann, dem das Schiff selbst gehörte, und hatte allerhand Gewürze, nebst seidnen Tüchern und dergleichen geladen. Er machte den Insulanern ein Geschenk mit Zimmet, Rosinen, und andern Dingen, welches Heinrich mit einer Schnure Perlen, die er von seinen Turban nahm, erwiederte.

Der Kaufmann war ein sehr rechtschaffner Mann, er hatte aber binnen vier Jahren dreymahl Schiffbruch gelitten und dadurch eine erstaunliche Summe verlohren, ia wenn er diesmahl seinem Unglück nicht noch entgangen wäre so wäre er ganz arm gewesen. Er hatte in London eine zahlreiche Familie und Heinrich freute sich schon außerordenlich, daß er diesen Mann wieder ganz glücklich zu machen im Stande war, denn sein Perlenschatz war unerschöpflich.

Nachdem er nun eine lange Unterredung mit ihm gehalten und seinen Charakter ausgeforscht hatte, so entdeckte er seinen eigentlichen Zustand. Er erzählte ihm in aller Kürze seine Geschichte und Hl. Bendley (so hieß der Kaufman) schätzte es sich für das größte Glück, sie mit nach England zu nehmen, denn Sarro und Adelaide hatten nicht die geringste Lust in ihr Vaterland zurück zu kehren, und es war schon beschloßen, wenn es ihnen in London gefiele, sich daselbst nieder zu laßen, sollte dies aber nicht seyn, wünschte Adelaide in ihr eigentliches Vaterland, nach Deutschland zurück zu kehren und dort ihre Tage zu beschliesen.

Heinrich führte nun den Kaufmann in seine Wohnung, und derselbe machte grose Augen, da er alles so herrlich eingerichtet fand. Er brachte beynahe vier Wochen zu, ehe sein Schiff wieder in guten Stand gesetzet war, und diese Zeit wendeten Heinrich und Sarro sehr gut an. Sie gingen täglich, doch ohne dem Kaufmann auf die Perlenfischerey aus und trugen eine solche Menge und, daß sie selbst darüber erstaunten, da sie dieselben

selben einpackten. Das ganze Schiffsvolk, wenn es nicht an Schiffe arbeitete, beschäftigte sich mit Einsammlung der Früchte und mit der Jagd, indem es eine Menge Schaafe gab, die sehr gros waren und eine sehr schöne Wolle hatten, von welchen Heinrich selbst einige zahm gemacht hatte.

Endlich kam die Zeit heran, daß man sich einschiffen mußte, und unsere drey Freunde gingen noch einmahl zum Grabe ihres Vorfahren, des redlichen Surleys. Sie weinten ihm noch die letzten Thränen auf dieser Insul, und gingen halb vergnügt, halb traurig zu Schiffe, und unter einen sehr günstigen Wind, unter Seegel.

Da nun unsere Reisenden eine sehr glückliche Reise hatten, da gar nichts merkwürdiges vorgefallen ist, so wollen wir die Zeit nicht damit verschwenden, daß wir wie sehr viele Reisebeschreiber, erzählen sollten, in wie viel Häfen das Schiff eingelaufen, in wie viele Städte man hineingeguckt und dann wieder mit extra Post davon geflogen sey,

sondern wir wollen nur eines einzigen und zwar sehr traurigen Zufalls gedenken. ---

Am dritten Tage nach ihrer Abfahrt von der Insul war es sehr heiteres Wetter und die Vornehmsten auf dem Schiffe vergnügten sich damit daß sie Seevögel schoßen. Unglücklicherweise sprang das Gewehr des Schiffschreibers, der dicht neben Sarro stand. Ein Stück vom Lauf sprang diesem grade an die Stirne und er fiel tod auf der Stelle nieder. Es wurde alle Mühe angewendet, ihn ins Leben zurückzubringen, aber umsonst, der Kopf war zerschmettert. Dieser Zufall verursachte bey Heinrich und Adelaiden die größte Traurigkeit, sie verlohren einen Freund, als es gewiß wenige in der Welt gibt, sie waren also auf der ganzen übrigen Reise traurig und so viele Mühe sich auch Bendley gab, so konnte er sie doch nicht aufheitern. Das einzige woran sie noch ihr Vergnügen hatten, war ihr Karl, ganz das Bild seines Vaters. Adelaide lies denselben nicht aus ihren Händen. Endlich kamen sie glücklich in London an und blieben einstweilen in Bendleys Hauß, welches geräumig genug war.

Am folgenden Tage bat Heinrich seinen Freund Bendley mit seiner ganzen Familie zu Gaste auf seine Stube, stellte ein kleines Fest an und lies sich mit Adelaiden feyerlich copuliren, so wie er auch die Taufe seines Karls durch einen ordentlichen Priester wiederholen lies, weil dieses auf der Insul nicht möglich war. Nachdem sie sich nun bey einem fröhlichen Mahle belustiget hatten, so überreichte Heinrich dem Herrn Bendley eine Schachtel mit Perlen, die wenigstens auf sechzig bis achzigtausend Thaler werth waren, denn sie waren von einer solchen Grösse und Schönheit, daß Bendley selbst versicherte, nie dergleichen gesehen zu haben. Bendley fiel ihm um den Hals und wollte das Geschenk nicht annehmen, doch da ihm Heinrich seinen Vorrath zeigte nahm er dies Geschenk an.

Heinrich mußte nun und zwar wirde seinen Willen erzählen, wo er diesen Schatz bekommen hatte. Er that es, sahe aber zugleich an Bendleys Mienen, an seinen ganzen Betragen voraus, daß ihn nichts abhalten würde, noch eine Reise dahin zu thun,

denn

denn er erkundigte sich genau nach allen Umständen, ja er sagte es Heinrich sogar heimlich, daß er noch eine Reise dahin machen würde, dann wolle er aber nicht wieder aus London gehen, wenn er diesmahl glücklich zurück kommen würde. Er hatte schon oft seine Gattin und Kinder verlaßen und zwar mit Thränen verlaßen, denn er liebte sie sehr, so wie er im Gegentheil von ihnen außerordentlich geliebt wurde, er hatte den größten Theil seines Vermögens auf diesem unruhigen Elemente verlohren, war nur durch ein halbes Wunder dem Tode entgangen und doch siegte seine kaufmännische Seele über alle diese Hinderniße. Er hatte Heinrich schon auf der Insul versprochen, daß dies seine letzte Reise seyn sollte und kaum hatten ihn die Seinen mit offnen Armen empfangen, so machte er schon wieder Anstalt zu einer neuen Reise, welche er auch im nächsten Frühjahr antrat. Der Abschied von den Seinigen war höchst rührend: Seine Gattin hatte ihn in ihre Arme geschloßen, Sophie seine älteste Tochter von achtzehn Jahren, und Julie die zweyte von sechzehn Jahren, hielten seine Hände und noch drey unerwachsene

Kna-

Knaben schlangen sich um seine Knie. Alle weinten, alle suchten ihn aufzuhalten --- und — er reisete ab mit Thränen in denen Augen.

---

## Neunzehndes Capitel.

### Wird vermuthlich das letzte seyn.

Nachdem Bendley Abschied von Heinrich genommen hatte, reißte er wirklich ab und Heinrich beschloß sich einige Güter zu kaufen. Es wurde ihm eins vorgeschlagen und er war wirklich im Begriff es zu kaufen, als ein trauriger Zufall ihn daran verhinderte. Adelaide war zum zweytenmahl schwanger und eine zu frühe Niederkunft raubten ihm unserm Heinrich eine liebenswürdige Gattin nebst dem Kinde. Er war untröstlich über diesen Verlust und sobald er sie zum Grabe begleitet hatte, beschloß er auch England zu verlaßen, und er machte schon die nöthigen Anstalten zur Reise, als er noch einen sehr glücklichen Tag erlebte.

Bendley kam mit einen unermeßlichen Reichthum zurück, er hatte glücklich die Insul gefunden und sich mit Perlen so wohl versehen, daß er nun keine Ursache mehr hatte,

sich

sich den mühvollen Geschäften eines Kaufmanns zu plagen, sondern er konnte wie ein Fürst leben. Heinrich mußte noch einige Zeit bey ihm bleiben, endlich aber reißte er ab, durch Holland und kam glücklich in seinem Vaterlande an. Seine alte Liebe fing nun wieder an, sich in seinen Herzen zu regen und er faßte den Entschluß, wenn er Henrietten wieder fände, derselben seine Hand anzubieten. Unter diesen Gedanken machte ihn der kleine Karl auf einige Personen aufmerksam, die sich in der Nähe befanden, denn er selbst war zu sehr mit dem Andenken an Henrietten beschäftiget, als daß er sie hätte bemerken sollen.

Es waren nehmlich zwey zerlumpte Kerls beschäftiget, mit grosen Stöcken, einen wohlgekleideten iungen Menschen zu Boden zu schlagen, der sich aber mit dem Degen sehr herzhaft vertheidigte. Heinrich sprang sogleich aus der Kutsche, in ieder Hand eine Pistole und eilte dem Bedrängten zu Hülfe. Als dies die beyden Straßenräuber sahen, (denn dies waren sie) ergriffen sie die Flucht. Der iunge Mensch, der eine sehr einnehmende

de Bildung hatte, fiel nun seinem Retter zu Füßen und dankte ihn in den verbindlichsten Ausdrücken für die Erhaltung seines Lebens, denn er hatte einen Schlag auf den Arm bekommen und hätte sich gewiß bald ergeben müßen.

Heinrich fragte ihn nun um seine Verrichtung und erfuhr, daß er ein Studente sey, der einen Universitätsfreund besuchen wollte. Da er eben den Weg gehen mußte, den Heinrich fuhr, bot dieser dem Jüngling seinen Wagen an. Hier erzählte nun derselbe, daß er sehr arm sey, und daß er schon verschiedenemal um eine Versorgung nachgesucht hätte, ohne sie zu erhalten. Heinrich freuete sich schon, daß er abermahls Gelegenheit hatte, seine Reichthümer zum Glück eines Dürftigen anzuwenden. Er both ihm also einstweilen die Hofmeisterstelle bey seinem Karl an. Da der junge Mensch, wie er vorgab, ganz frey war, indem er seinen Vater und Mutter bereits verlohren hätte, so behielt er denselben gleich bey sich. Sie wurden bald vertraut mit einander und Heinrich fragte ihn, da er doch in Deutschland gebohren

ren sey, und zwar so nahe bey der Residenz eines gewißen Fürsten, ob er nicht eine gewisse Person kenne, die ietzo auf den Gütern des ehemaligen Grafen von G*** lebe, und die man sonst nur die schöne Henriette genennet hätte? Heinrich begleitete diese Worte mit einem tiefen Seufzer.

Diese Person befindet sich nicht mehr auf diesen Gütern, sagte der iunge Mensch, sondern sie ist auf Reisen gegangen und man hat nie wieder einige Nachricht von ihr erhalten.

Thränen rollten auf Heinrichs Wangen herab. Mein halbes Vermögen wollte ich demjenigen geben, antwortete Heinrich, der mir eine solche Nachricht von dieser reizenden Person brächte, wie ich sie wünschte: und nun erzählte er die Geschichte seiner Liebe. Er hatte kaum den Anfang in derselben gemacht, so fiel der Herr Hofmeister seinen Principal ohnmächtig in die Arme. Dieser über einen solchen Zufall äußerst erschrocken, wendete alle mögliche Mühe an, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Er riß ihm das

Hals=

Halstuch ab und entblößte ihn, um ihm Luft zu machen und sahe --- ein Frauenzimmer.

Sein Erstaunen hierüber läßt sich besser denken als beschreiben. Er wollte schon den Kutscher zurufen, daß er schnell fahren sollte, um Dresden zu erreichen, als das Frauenzimmer ihre Augen öffnete. Ich bin die Glückliche, sagte sie, die ihnen diese Nachricht, die sie so sehr wünschten, geben kann. Ich kenne Henrietten sehr genau (hier war Heinrich voller Erwartung, er saß als ob er ihr die Worte aus dem Munde nehmen wollte) ja sehr genau kenn' ich sie; ich weiß auch sogar, daß sie von ihr geliebet werden.

Ganz außer sich schrie Heinrich, wo ist der Engel, wo befindet sich Henriette? ---

In ihren Armen, rief seine Begleiterin, und in dem Augenblick lag sie an Heinrichs Busen. Dieser aber war so bestürzt, daß er nicht wußte, ob er träumte oder wachte, endlich kam er zu sich selbst, er sahe Henrietten an und erkannte sie, sie hatte noch immer

mer iene reizende Züge in ihrem Gesichte, obgleich ihre Tage sehr traurig gewesen waren.

Unter dergleichen Auftritten kamen sie nach Dresden, kehrten in einen guten Gasthof ein, wo sie sich ein eignes Zimmer mietheten. Heinrich mußte nun Henrietten seinen ganzen Lebenslauf erzählen, als er auf die Geschichte seines Freundes, des Baron von W** kam, so fragte er Henrietten, ob sie nicht an der linken Wade ein Maal habe, und da sie es bejahete, so sagte er:

Gut, meine Liebe, so haben wir denn nur noch einige Meilen zu reisen, so werden wir auf ihren Gütern seyn, denn sie sind die leibliche Schwester des Barons von W** Ich habe selbst eine Abschrift von dem Testamente gehabt, worinn er ihnen alle seine Güter vermacht hat, allein bey meinem Unglück, als ich den Türken in die Hände gerieth, ist sie mir entrißen worden, das Original aber habe ich beym Rathe zu Hamburg niedergelegt und wir werden es ohne viele Mühe bekommen, wenn ich erst unserm gütigen Für-

ſten, in ihnen den Baron erſt von W** werde vorgeſtellet haben.

Ich ſchmeichele mir, antwortete Henriette zärtlich, daß dieſer Fürſt ſowohl eine Baroneße von W** als auch einen Grafen von S** ſehr gnädig empfangen wird.

Heinrich voll Verwunderung, fragte nach der Bedeutung dieſer Worte, und erfuhr das ganze Geheimniß, das wir ſchon im dritten Capitel erfahren haben.

Sie reißten beyde zum Fürſten, von dem ſie ſehr gütig aufgenommen wurden. Er ſetzte ſie in alle ihre Rechte ein und legte ihre Hände in einander, indem er ſagte: Eure Herzen, lieben Kinder, habt ihr ſchon lange einander geſchenket, ſeyd nun nach ſo vielen ausgeſtandenen Widerwärtigkeiten deſto glücklicher!

Nun reißten ſie auf ihre Güter. Henriette liebte den kleinen Karl eben ſo, als wäre es ihr eignes Kind. Sie übernahm ſeine Erziehung ſelbſt, weil ſie dies Geſchäf-

te

te schon einige Zeit verrichtet hatte; denn sie war, da sie von dem schändlichen Marquis befreyet worden, bey einem Grafen Gouvernante gewesen. Da aber ihrer Tugend auch hier Fallen gestellt wurden, so beschloß sie, als Mannsperson ihren Unterhalt auf irgend eine Art sich zu erwerben, die Erzählung war also erdichtet, welche sie unserm Heinrich machte.

Sie lebten übrigens sehr glücklich. Henriette gebahr nach zwey Jahren eine kleine Gräfin und beyde Aeltern erreichten ein hohes Alter. Henriette starb in ihrem acht und sechzigsten Jahre und Heinrich folgte ihr bald nach. Sie hatten viel Freude an ihren Kindern erlebt, die noch ietzt beyde eine Zierde des Landes sind, in welchem sie wohnen.

Ende.

XX XI.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinrich und Henriette oder Die traurigen Folgen eines zu raschen Entschluß
es Eine Robinsonade

Gera 1799

P.o.germ. 591 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110737-8
VD18 9036337